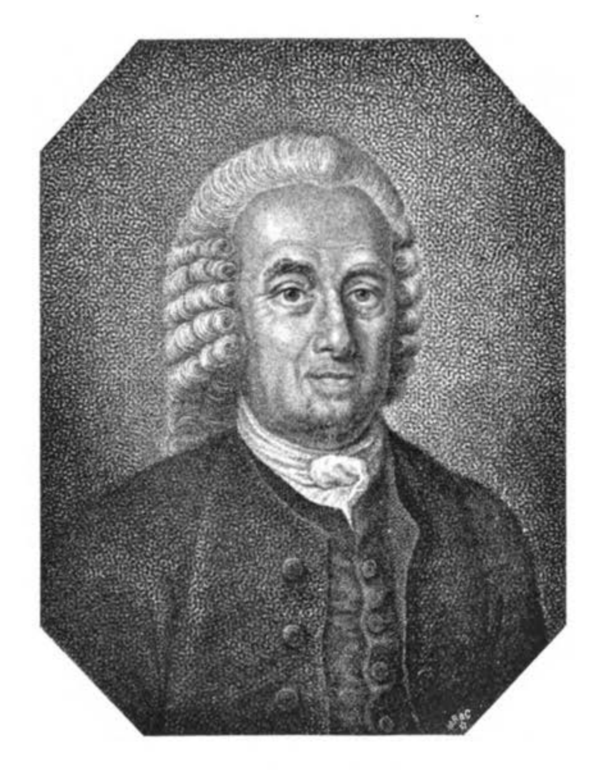


Immanuel Swedenborg.

„So wahr Sie mich hier vor Augen sehen, so wahr ist auch alles, was ich geschrieben habe. Ich hätte noch mehr sagen können, wenn es erlaubt gewesen wäre. Sie werden alles selbst sehen, wenn Sie in die Ewigkeit gelangen. Dann werden wir viel miteinander zu reden haben."

**Swedenborg auf dem Sterbebette.**

„Jeder Mensch, der das Durchschnittsmass geistiger Fähigkeiten besitzt, der ein reines, selbstloses Leben führt und mehr Freude darin findet, seinen Nebenmenschen zu helfen, als selbst Hilfe zu empfangen; wer immer bereit ist, sein eignes Vergnügen für Andere zu opfern; wer endlich Wahrheit, Güte und Weisheit um ihrer selbst willen — nicht wegen des damit verbundenen Nutzens — liebt, der ist ein „Theosoph". H. P. Blavatsky.

## Aus Immanuel Swedenborgs theologischen Schriften.*)

„Religion ist Leben. Das Leben aller besteht im Suchen des Guten und in der Flucht vor dem Bösen. Der Drang dazu wurzelt schon von selbst tief in der menschlichen Natur."

„Glaube ist Wahrheit, somit ist auch seine Lehre eine der Wahrheit. Die Wahrheit aber ist Sache der vernünftigen Ueberlegung. Formt sie sich zur Rede, so belehrt sie uns über das, was wir tun und lassen, d. h. dass wir das Böse fliehen und das Gute tun sollen und zwar welches Böse und welches Gute. Entspringen nun hieraus unsere guten Taten, so vermählen sich Wille und Verstand miteinander. Da nun das Gute eine Sache des Willens, das Wahre eine solche des Verstandes ist, so verbinden sich das Gute und das Wahre gleichfalls. Aus dieser Verbindung geht eine Neigung zum Guten hervor, die ihrer Natur nach Liebe ist, und eine Neigung zum Wahren, die ihrer Natur nach Glauben ist. Diese beiden vermählen sich wiederum in einer Ehe, welche gute Werke erzeugt wie ein Baum die Früchte. Daher gibt es Früchte des Wahren und Früchte des Guten. Die heilige Schrift nennt diese Trauben, jene Oliven."

„Wie viele richten denn heutzutage ihr Leben wirklich den Vorschriften der zehn und anderer göttlicher Gebote gemäss ein? Wie viele bemühen sich wirklich um die Erkenntnis des Bösen, um es durch die Tat zu büssen und so ihr Leben zum Gottesdienst zu formen? Wer von diesen Frömmlern büsst anders als mit dem Munde? Sie bekennen sich im Gebet als Sünder und erbitten von Gott Vater die Vergebung ihrer Missetaten um des Sohnes willen, der ihre Sünden am Kreuze mit seinem Blute gesühnt habe. Ist es nicht klar, dass

*) Aus Immanuel Swedenborgs ausgewählten Werken. Aus den lateinischen Erstdrucken übersetzt und herausgegeben von L. Brieger-Wasservogel und J. Herz. Band I. Theologische Schriften. Uebersetzt und eingeleitet von Lother Brieger-Wasservogel. Mit Buchornamenten von Emil Rudolf Weiss. Verlegt bei Eugen Diederichs, Jena und Leipzig 1904. (8.— geb. 10.—.) In Vorbereitung: Bd. II. Das Buch von der ehelichen Liebe. Bd. III. Naturwissenschaftliche Schriften.

ein solcher mehr äusserlicher denn innerlicher Gottesdienst nicht dem Herzen, sondern einzig und allein der Lunge entströmt? Ohne eine einzige ihrer Sünden zu kennen, beten sie um deren Vergebung. Aber selbst bei besserem Wissen würden sie sich über ihre Sündhaftigkeit mit Gottes Güte und Nachsicht, mit einem erlösenden und tatenlosen Glauben hinweghelfen. Versuchen wir das Falsche an dieser Auffassung durch einen Vergleich augenfälliger zu machen. Man nehme an, ein Knecht habe sich Gesicht und Kleider berusst und beschmutzt und mutete nun seinem Herrn zu: „Herr, wasche mich ab!" Würde da der Herr nicht antworten: „Was fällt dir ein, du dummer Knecht? Hier sind Wasser, Seife und Handtuch. Wozu hast du eigentlich deine Hände? Wasche dich selbst!" — Nun, ebenso wird Gott sprechen: „Ich habe dir Wollen und Können und Mittel zur Sündentilgung genug gegeben. Wenn du aber diese meine Gaben als dir eigen anwendest, so wirst du vor mir gereinigt sein!"

„Ein anderes Beispiel, Wenn du dich nicht selbst vermöge der dir von Gott geschenkten Freiheit vor dem Bösen und dem Teufel schützt, so werden dir Legionen vom Herrn gesandter Engel nichts nützen können, und wenn du zu Hause und in der Kirche Gott auch tausendmal bittest, dich um seines Sohnes willen vor dem Teufel zu behüten, denn der Herr, unser Gott, kann seiner eignen göttlichen Ordnung nicht zuwider handeln. Nach dieser aber hat der Mensch aus seiner ihm von Gott gewährten Freiheit heraus sich selbst auf das in ihm ruhende Böse zu untersuchen und es zu bekämpfen."

„Die Hypothese der vorherbestimmten Harmonie beruht auf den Vorspiegelungen der Vernunft und den daraus resultierenden Illusionen. Es ist nämlich Illusion, dass Seele und Leib gleichzeitig und in Uebereinstimmung wirken. In Wahrheit gibt es dergleichen nicht, die scheinbare Harmonie gleichzeitigen Wirkens ist stets durch den Einfluss des einen auf das andere vorher bestimmt. Der Mensch denkt, bevor er spricht, und will, ehe er handelt. Darum ist es eine Vorspiegelung der Vernunft, wenn uns die Aufeinanderfolge als Gleichzeitigkeit erscheint."

„Die geistige Welt beeinflusst die natürliche bis in die geringsten Einzelheiten des animalischen wie des Pflanzenlebens."

„Das innere Schauen des Menschen, sein Gemüt, erblickt die geistige Sonne, sein äusseres Schauen, das Auge, die natürliche".

„So bewirkt die Liebe im Menschen Erwärmen und Entflammen, steigert sich zu Eifer oder Zorn. Auch die Blut- und Lebenswärme von Mensch und Tier ist hauptsächlich ihrem Lebensursprunge, der Liebe, zuzuschreiben".

„Der menschliche Verstand kann das Geistige und noch vielmehr das Göttliche erst dann begreifen, wenn ihn der Herr erleuchtet hat. Also verstehen nur Erleuchtete das Wort . . . Die Erleuchtung

ist wahrhafte Oeffnung des innerlichen Gemütes. Das Heilige fliesst ohne ihr Wissen von Gott durch die Seele ein bei denen, so das Wort heilig halten."

„Niemand vermag den geistigen oder inneren Sinn des Wortes zu verstehen, wenn er nicht weiss, dass in dieser Welt alles sowohl im Ganzen wie im Einzelnen Geistigem entspricht und daher dieses bezeichnet. Das Naturgemässe ist gewissermassen nur eine andere Erscheinungsform des Geistigen, so dass der Unterschied schwer zu finden ist".

„Auf eine richtige Idee von Gott gründet sich der ganze Himmel, und auf Erden die ganze Kirche, sowie überhaupt alle Religion; durch sie entsteht nämlich eine Verbindung, und durch die Verbindung Licht, Weisheit und ewige Seligkeit.

„Wie wichtig es ist, eine richtige Vorstellung von Gott zu haben, ergibt sich klar daraus, dass die Vorstellung von Gott das Innerste des Denkens bei allen denen ausmacht, welche Religion haben; denn das Ganze der Religion und das Ganze des Gottesdienstes ist auf Gott gerichtet; und weil Gott auf allgemeine und besondere Weise in allem ist, was Sache der Religion und Gottesverehrung ist, darum kann ohne richtige Vorstellung von Gott keine Gemeinschaft mit den Himmeln bestehen. Dies ist der Grund, warum jedes Volk in der geistigen Welt seine Stelle nach seiner Vorstellung von Gott als Menschen erlangt; denn in dieser liegt die Vorstellung vom Herrn, und in keiner andern. Dass der Zustand des Lebens nach dem Tode sich bei dem Menschen nach der Vorstellung von Gott richtet, in der er sich bestärkt hat, ist klar aus dem Gegensatz ersichtlich, dass nämlich die Läugnung Gottes und in der Christenheit des Herrn die Hölle macht".

„Wenn Jemand ohne die Vorstellung des Göttlich-Menschlichen über das Göttliche Selbst denkt, so denkt er unbestimmt, und eine unbestimmte Vorstellung ist keine; oder er fasst eine Vorstellung vom Göttlichen aus dem schaubaren Weltall, wobei er keinen oder nur einen dunkeln unbestimmten Zweck hat; und diese Vorstellung verbindet sich mit der Vorstellung der Naturverehrer, und haftet auch an der Natur, und zerfällt dadurch in nichts. Hieraus erhellt, dass auf diese Weise keine Verbindung mit dem Göttlichen, weder durch den Glauben, noch durch die Liebe stattfinden kann; jede Verbindung erfordert nämlich einen Gegenstand, und je nach der Beschaffenheit des Gegenstandes findet die Verbindung statt. Daher kommt es, dass der Herr in Ansehung des Göttlich-Menschlichen Mittler und Vertreter genannt wird; aber Er vermittelt und vertritt bei Sich Selber. Dass das Göttliche Selbst durch keine andere Vorstellung erfasst werden kann, erhellt aus den Worten des Herrn bei Johannes: „Niemand hat Gott je gesehen, der eingeborne Sohn,

der im Schosse des Vaters ist, der hat ihn uns kund getan" (1,18) und bei ebendemselben: „Ihr habt nie die Stimme des Vaters gehört, noch sein Angesicht gesehen" (5, 37). Dennoch aber, was merkwürdig ist, denken Alle, welche aus sich, oder aus dem Fleische an Gott denken, unbestimmt an Ihn, d. h. ohne irgend welche bestimmte Vorstellung; diejenigen dagegen, die nicht aus sich und auch nicht aus dem Fleische, sondern aus dem Geiste an Gott denken, denken in bestimmter Weise an Ihn, d. h. sie bilden sich eine Vorstellung des Göttlichen unter menschlicher Gestalt. So denken die Engel im Himmel an das Göttliche, und so dachten die Weisen bei den Alten, denen auch das Göttliche Selbst, wenn es erschien, als Gott-Mensch erschien."

---

## Zur neuen Swedenborg-Ausgabe.

„Swedenborg hat 40 Jahre eines unendlich arbeitsvollen Lebens daran gewandt, die ganze Symbolik des Menschengeschlechts in ihrem vollen Umfange aufzuhellen! Er hat es so getan, dass es uns klar wie der leuchtende Tag ist, dass Gott die geistige Welt, die eigentliche Welt bedeutet, deren Abbild die äussere Welt nur ist, deren Gewand. Dieses Gewandes bedient sich Gott, wie sich der Körper seines Kleides bedient. Wir sind Gott, Gott ist wir. Schon andere dachten früher so, keiner aber vermochte daraus eine Religion zu machen wie Swedenborg. Er ist das Glied, welches den Menschen der Kultur wieder an den Urmenschen knüpft und so auch hier die höchste Einheit herstellt."

Von dieser Auffassung Swedenborgs aus hat es Herr Lothar Brieger-Wasservogel unternommen eine Ausgabe Swedenborg'scher Schriften bei Eugen Diederichs erscheinen zu lassen. Der erste Band „Theologische Schriften" liegt uns heute in würdigem Gewande (Buchornamente von E. R. Weiss) vor und enthält: 1. Die Lehre der Neuen Kirche, des neuen Jerusalem der Offenbarung; 2. Der Verkehr auf natürlichem und geistigem Wege oder auch durch vorherbestimmte Harmonie, welcher zwischen Leib und Seele angenommen wird; 3. Vom weissen Pferd in der Offenbarung; 4. Ueber das Wort und seinen geistigen oder inneren Sinn; 5. Ueber das letzte Gericht und die Zerstörung Babylons. — Diese treffliche Auswahl gibt uns ein gutes Bild von Swedenborgs theologischem Wollen.

Die Irrlehren der Kirche lagen seinem so klar und naturwissenschaftlich denkenden Geist wie ein Alp auf der Seele, und es war ihm Lebensnotwendigkeit die göttlichen Wahrheiten in ihrer

Einfachheit wiederherzustellen. So entstanden in der zweiten Hälfte seines Lebens diese theologischen Schriften, welche deutlich das Suchen nach der Urweisheit kundtun, jener Urweisheit, welche wir in moderner Ausdrucksweise als die Theosophie bezeichnen.

Für Brieger hat dieses Suchen nach der Wahrheit die Bedeutung einer neuen Religionsgründung und er sagt sogar: „Indem Swedenborg die ganze Theologie der bisherigen christlichen Kirche zu sich herübernahm und auf ihr eine neue Religion aufbaute, wurde er der letzte grosse Kirchenvater.“ Und als solcher ist er ihm zugleich das geschichtlich notwendige Bindeglied zwischen Spinoza und Goethe.

Wir sehen Swedenborg mit der gleichen Gründlichkeit, vor allem aber mit der gleichen Natürlichkeit der Verstandesgänge die Dogmen der Kirche zerpflücken und an ihrer Statt jene geistige Erklärung setzen, der alles Aeussere nur Symbol des innerlich treibenden Geistigen ist, wie bei Tolstoi. Ueberhaupt möchte ich beide in vieler Hinsicht vergleichen, nur dringt Swedenborg tiefer und steht dem eigentlich okkulten Gebiete, welches mit dem Bewusstseinswechsel von der materiellen Ebene zunächst auf die Aetherebene und von da auf die geistige beginnt, näher als der Initiierte von Jasna Poljana. Gerade für eine Beurteilung Swedenborgs ist es von Wert diesen Bewusstseinswechsel zu beobachten und zu verfolgen. In No. 2 und 4 finden wir besondere Hinweise dafür; noch deutlicher wäre dies geworden, wenn Brieger einiges aus Swedenborgs „Geistigem Tagebuch“ aufgenommen hätte. Dies leitet uns zugleich auf Swedenborgs „Spiritismus“ über. Dass sein „Geister“sehen nicht in den Vordergrund gerückt wurde, ist mit Freuden zu begrüssen. Seine Begegnungen mit Virgil und anderen grossen Männern haben durchaus nicht Anspruch in spiritistischem Sinne gedeutet werden zu können, sondern sind vom psychologischen Standpunkt als Spaltungen seines Bewusstseins zu erklären. Swedenborg war eine Person mit Hellvorstellungen (Ruths), welche ihm diese „spiritistischen“ Streiche spielten. Anders wiederum verhält es sich mit seinen sogen. transzendentalen Fähigkeiten, auf die Brieger im Anhang eingeht. Wir finden da die bekannten Auslassungen Kants neben Briefen Lavaters, Swedenborg-Anekdoten und einer Reihe von Briefauszügen. Im Grossen und Ganzen kann man sich hierüber dem Du Prel'schen Urteil anschliessen, das Swedenborgs transzendentale Fähigkeiten als monoideistische Vorgänge erklärt. Näheres möge man in der zweiten Auflage von Du Prels „Studien aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften“ (Band I. 2. A. Leipzig 1905) nachlesen. Heute tritt natürlich die Persönlichkeit Swedenborgs mit ihrer psychischen Eigenart zurück vor dem Inhalt der Schriften. Diese können uns Allen, welcher spirituellen Richtung wir auch angehören mögen, eine grosse Anregung in unserem Streben nach Wahrheit sein. Manches wird uns abstossen,

manches unverständlich sein, sicher aber das meiste zeigt uns Swedenborg als einen Menschen, dessen tiefes Gemüt Gott gefunden hat und sich durch Ihn leiten lässt. Und da die Erringung dieses Zustandes als Offenbarung Gottes im Menschen, oder als die Erlangung der Gottesweisheit betrachtet wird, so dürfen wir mit vollem Rechte Swedenborg als einen „Theosophen" bezeichnen.

Das aber will Brieger nicht Wort haben. Er verunziert seine schöne Ausgabe durch folgende Auslassung: „Es muss für Swedenborg ein grosser Augenblick gewesen sein, als in seine augenblickliche Dunkelheit der Lichtstrahl fiel, dass alles Vergängliche nur ein Gleichnis, ein Sinnbild ist. Das war wohl jene erste Erscheinung, von der er in seiner an Symbolen reichen Sprache erzählt, und die von den ihn nicht begreifenden Theosophen so oft in törichter Weise ausgenutzt wird, um den mathematisch nüchternen Denker zu den Ihrigen zu rechnen. Bedarf es des Hinweises, dass Swedenborg kein Theosoph war, sondern ein Pantheist, der würdige Nachfolger Baruch Spinoza's? Wer das aus seinen Schriften nicht zu ersehen vermag, dem möchte auch die genaueste Darstellung nicht seine mit bewusster Absicht geschlossenen Augen aufzutun. Swedenborg sagt selbst, dass ihm das innere Gesicht geöffnet wurde. Mit anderen Worten, aus dem ans Materielle gefesselten Naturforscher wurde ein innerlich Schauender, ein Erkennender, wenn man den Begriff nicht zu eng fasst, ein Gnostiker. Ist die Gnosis einheitliche Erkenntnis des Weltganzen, so werden wir diese auch in Swedenborgs Schriften finden."

Also genau die Lehre, die seit 28 Jahren unter dem Namen „Theosophie" Verbreitung gefunden hat, wird hier S. mit Recht untergelegt, aber die Vertreter dieser Anschauungen werden als Unfähige hingestellt, weil sie das Gleiche tun wie Herr Brieger. Augenscheinlich hat Herr Brieger von dem, was man als „Theosophie" bezeichnet, gar keine Ahnung, ebensowenig wie vom Okkultismus, der in einer Anmerkung ebenfalls in törichter Weise angerempelt wird. Wir müssen es aufs lebhafteste bedauern, dass gerade eine Swedenborg-Ausgabe benutzt wird um über eine so hohe und ernste Sache, wie es die Theosophie in Wirklichkeit ist, in dieser sinnwidrigen Weise herzuziehen. Um nun Herrn Brieger und andere Spinoza-Verehrer darüber zu orientieren, wie die Theosophen vor allen Dingen vom Pantheismus denken, so mögen hier einige Stellen aus H. P. Blavatzky's Geheimlehre hergesetzt werden. Vielleicht veranlasst dies den Swedenborg-Herausgeber sich erst einmal gründlich in theosophischer Literatur umzusehen, ehe er eine ihm sichtlich unbekannte Ideenrichtung lächerlich zu machen versucht.

„Der Okkultismus antwortet auf seinen eigenen pantheistischen Grundlagen und belehrt den Schüler über Götter, Monaden und Atome . . . . Der Okkultismus, der von dem Dasein des Einen Ewigen Elementes und von seiner Gegen-

wart in der Natur weiss, an dessen erster Differentiation die Wurzeln des Lebensbaumes periodisch entspringen, bedarf keiner wissenschaftlichen Beweise. Er sagt: Die alte Weisheit hat das Problem vor Zeitaltern gelöst. Jawohl, du ernster, sowie du spottender Leser: die Wissenschaft nähert sich langsam aber sicher unserem Gebiete des Okkulten. Sie wird durch ihre eigenen Entdeckungen gezwungen, freiwillig oder unfreiwillig unsere Ausdrucksweise und unsere Symbole sich anzueignen. Die Wissenschaft der Chemie ist jetzt eben durch die Macht der Tatsachen gezwungen, sogar unsere Darstellung der Entwickelung der Götter und Atome anzunehmen, die so bedeutsam und unbestreitbar in dem Schlangenstabe des Merkur, des Gottes der Weisheit und in der allegorischen Sprache der uralten Weisen versinnbildlicht ist.“ G. L. I, 599/600.

„Von den frühen Zeiten der vierten Rasse an, da der Geist allein verehrt und das Geheimnis offenbar gemacht wurde, herab bis zu den letzten herrlichen Tagen der griechischen Kunst beim Herabdämmern des Christentums, haben die Hellenen allein es gewagt, öffentlich dem „unbekannten Gotte“ einen Altar zu errichten. Was immer St. Paul in seinem tiefen Gemüte gedacht haben mag, als er den Athenern erklärte, dass dieser „Unbekannte“, den sie in Unwissenheit anbeteten, der wahre Gott sei, den er verkündete — diese Gottheit war nicht Jehovah, noch war sie „der Erschaffer der Welt und aller Dinge“. Denn nicht der „Gott Israels“, sondern der „Unbekannte“ der alten und neuen Pantheisten ist es, der „nicht wohnet in Tempeln mit Händen gemacht.“ G. L. I, 349.

„Die schweigende Verehrung der abstrakten oder noumenalen Natur, der einzigen göttlichen Offenbarung, ist die Eine veredelnde Religion der Menschheit.“ G. L. I, 409.

„Der Pantheismus kann in weitester Ausdrucksweise mit denselben Worten ausgedrückt werden, mit welchen das Purana den Vishnu beschreibt:

> „Er ist die ideale Ursache der Potenzen, die in dem Schöpfungswerke geschaffen werden sollen; und aus ihm gehen die zu schaffenden Potenzen hervor, nachdem sie zur realen Ursache geworden sind. Ausser dieser einen idealen Ursache gibt es keine andere, auf die die Welt bezogen werden kann .... Durch die Kraft dieser Ursache kommt jedes erschaffene Ding nach seiner eignen Natur. (Vishnu Purana I, 4.)“ G. L. I, 372.

„Was in der modernen Ausdrucksweise als Geist und Materie bezeichnet wird, ist Eins in der Ewigkeit als die beständige Ursache, und ist weder Geist noch Materie, sondern „Es“ — im Sanskrit wiedergegeben durch „TAD“, „dieses“ — alles, was ist, war oder sein wird, alles, was sich die Einbildungskraft des Menschen vorzustellen fähig ist. Selbst der esoterische Pantheismus des Hinduismus stellt es besser dar als jemals irgend eine monotheistische Philosophie, denn in herrlicher Sprache beginnt seine Kosmogonie mit den wohlbekannten Worten:

> „Da war weder Tag noch Nacht, weder Himmel noch Erde, weder Finsternis noch Licht. Und da war nichts anderes wahrnehmbar durch die Sinne oder durch die geistigen Fähigkeiten. Da war damals jedoch das eine Brahma, seinem Wesen nach Prakriti (Natur) und Geist. Denn die zwei Aspekte des Vishnu, die andere sind als sein höchster wesentlicher Aspekt, sind Prakriti und Geist, o Brahmane. Wenn diese beiden anderen Aspekte von ihm nicht länger vorhanden sind, sondern aufgelöst sind, dann wird dieser Aspekt, aus welchem Form und das Uebrige, d. i. die Schöpfung, aufs neue hervorgehen, Zeit genannt, o Zweimalgeborener.“ G. L. I, 595.

„Dass doch der moderne Philosoph, während er sich eigenmächtig auf den höchsten Gipfel bisher erreichter menschlicher Intellektualität setzt, sich nicht geistig und intuitiv so weit hinter den Vorstellungen der alten Griechen zurück-

stehend zeigte, die selbst wieder in dieser Hinsicht auf einer viel niedrigeren Stufe standen, als die Philosophen des östlichen arischen Altertums! Hylozoismus, wenn philosophisch verstanden, ist der höchste Aspekt des Pantheismus. Er ist das einzig mögliche Entrinnen aus dem blödsinnigen Atheismus, der auf tötlicher Materialität begründet ist, und aus den noch blödsinnigeren anthropomorphischen Vorstellungen der Monotheisten, zwischen welchen er auf seinem eigenen, gänzlich neutralen Boden steht. Der Hylozoismus fordert absolutes göttliches Denken, welches die zahllosen, tätigen, schaffenden Kräfte oder „Schöpfer" durchdringen würde, welche Wesenheiten von jenem göttlichen Gedanken bewegt sind und in, von und durch ihn ihr Dasein haben; der letztere hat nichtsdestoweniger nicht mehr persönlichen Anteil an ihnen und ihren Schöpfungen, als die Sonne hat an der Sonnenblume und ihren Samen, oder an der Vegetation im allgemeinen. Von solchen tätigen „Schöpfern" weiss man, dass sie existieren, und man glaubt an sie, weil sie von dem inneren Menschen im Okkultisten wahrgenommen und empfunden werden. So sagt der letztere, dass eine absolute Gottheit, da sie unbedingt und ohne Beziehung sein muss, nicht gleichzeitig als ein tätiger, schöpferischer, einziger lebendiger Gott gedacht werden kann, ohne unmittelbare Herabwürdigung des Ideals. Eine Gottheit, welche sich in Raum und Zeit offenbart — welche beiden einfach die Formen von TAT sind, welches das absolute All ist — kann nur ein Bruchteil des ganzen sein. Und da jenes „All" in seiner Unbedingtheit nicht geteilt werden kann, daher kann dieser empfundene Schöpfer (wir sagen Schöpfer in der Mehrzahl) im besten Falle nur der blosse Aspekt desselben sein. Um dieselbe Metapher zu gebrauchen — ungeeignet zwar, die volle Idee auszudrücken, aber wohl passend für den gegenwärtigen Fall — so sind diese Schöpfer wie die zahlreichen Strahlen der Sonnenscheibe, welche unbewusst und unbekümmert um das Werk, bleibt; indess ihre vermittelnden Werkzeuge, die Strahlen, in jedem Frühlinge — der manvantarischen Dämmerung der Erde — die instrumentellen Mittel werden, die der Natur und ihrer differenziierten Materie innewohnende, schlummernde Lebenskraft zu befruchten und zu erwecken. Dies wurde im Altertum so wohl verstanden, dass selbst der mässig religiöse Aristoteles bemerkte, dass ein solches Werk der unmittelbaren Schöpfung für Gott ganz unschicklich wäre — aprepes to Theo. Plato und andere Philosophen lehrten dasselbe: Die Gottheit kann nicht selbst Hand an die Schöpfung legen — autourgein hapanta. Das nennt Cudworth „Hylozoismus". Wie der alte Zeno nach Laërtius gesagt haben soll:

> „Die Natur ist ein von sich selbst nach im Keime vorhandenen Prinzipien bewegter Zustand; sie vervollkommnet und enthält jene verschiedenen Dinge, welche zu bestimmten Zeiten von ihr hervorgebracht werden, und handelt in Uebereinstimmung mit dem, von dem sie abgetrennt worden ist." (Cudworths Intellectual System I, 328.)" G. L. II, 167 ff.

„Der stoffbewegende Nous, die belebende Seele, die jedem Atom innewohnt, sich im Menschen offenbart, im Stein verborgen liegt, hat verschiedene Grade der Kraft; und diese pantheistische Idee einer allgemeinen Geist-Seele, die die ganze Natur durchdringt, ist die älteste aller philosophischen Anschauungen."
G. L. I, 82.

„Wenn daher die Pantheisten einen Widerhall der Upanishaden bilden, die ebenso wie die Geheimlehre behaupten, das „DIESES" nicht erschaffen kann, so leugnen sie nicht einen Schöpfer, oder vielmehr ein kollektives Aggregat von Schöpfern, sondern sie weigern sich bloss sehr logisch, „Erschaffung" und speziell Gestaltung — etwas Begrenztes — einem unbegrenzten Prinzipe zuzuschreiben. Ihnen ist Parabrahman eine passive weil absolute Ursache, das unbedingte Mukta. Bloss begrenzte Allwissenheit und Allmacht wird dem letzteren abgesprochen, weil das noch immer Attribute, reflektiert in den menschlichen Vorstellungen, sind, und weil Parabrahman, als das höchste ALL, immer unsichtbarer Geist und

Seele der Natur, wandellos und ewig keine Attribute haben kann; da der Ausdruck Absolutheit ganz natürlich jede Idee des Zusammenhanges mit dem Endlichen oder Bedingten ausschliesst. Und wenn der Vedantist die Forderung aufstellt, dass Attribute bloss seiner Emanation angehören, die er Ishvara plus Maya und Avidya (Agnostizismus und Nichtwissen vielmehr als Unwissenheit) nennt, so ist es schwer, irgend welchen Atheismus in dieser Vorstellung zu finden."
G. L. I, 36.

„Der Pantheismus kann „physikalisch" wiederentdeckt werden. Das ganze Altertum hat ihn gekannt, eingesehen und gefühlt. Pantheismus offenbart sich in der weiten Erstreckung des Sternenhimmels, in dem Atmen der Meere und Ozeane, und in dem Erzittern des Lebens im kleinsten Grashalme. Die Philosophie verwirft den einzigen endlichen und unvollkommenen Gott im Weltall, die anthropomorphische Gottheit des Monotheisten, so wie sie die Anhänger derselben darstellen. Sie weist, kraft ihres Namens einer Philo-theo-sophia, die groteske Idee von sich, dass die Unendliche, Absolute Gottheit irgend welche unmittelbare oder mittelbare Beziehung zu den endlichen, trügerischen Entwickelungen des Stoffes haben solle oder vielmehr könne, und kann sich daher nicht ein Weltall ausserhalb dieser Gottheit, noch die Abwesenheit dieser Gottheit auch nur von dem kleinsten Stäubchen belebter oder unbelebter Substanz vorstellen. Das bedeutet nicht, dass ein jeder Busch, Baum oder Stein Gott, oder ein Gott ist, sondern bloss, dass ein jedes Stäubchen des geoffenbarten Materiales des Kosmos Gott angehört und Substanz von ihm ist, wie tief es auch gefallen sein mag in seinem zyklischen Kreislaufe durch die Ewigkeiten des beständigen Werdens; und auch, dass ein jedes solches Stäubchen individuell, und der Kosmos kollektiv, ein Aspekt und ein Wahrzeichen dieser universalen Einen Seele ist — welche Gott zu nennen und so die ewige und allgegenwärtige Wurzel und Wesenheit zu beschränken, die Philosophie sich weigert." G. L. I, 581/82.

„Es mag die Behauptung richtig sein, dass, wenn die Systeme des Leibnitz und Spinoza versöhnt würden, das Wesen und der Geist der esoterischen Philosophie zum Vorschein gebracht wurde. Aus dem Anpralle der beiden — als im Gegensatze zu dem Kartesischen System stehend — tauchen die Wahrheiten der archaischen Lehre empor." G. L. I, 689.

„Hatte Emanuel Swedenborg unrecht, wenn er von dem vergessenen, längst verlorenen Worte sagte:

„Sucht in China danach, vielleicht findet Ihr es in der grossen Tartarei."

Er sagt seinen Lesern, er habe diese Information von gewissen „Geistern" bekommen, die ihm mitteilten, dass sie ihre Gottesdienste nach diesem (verlorenen) alten Worte verrichteten. Darüber heisst es in der Isis Unveiled, dass andere Schüler okkulter Wissenschaften in diesem besonderen Falle zuverlässigeres als das Wort der „Geister" hatten: sie haben die Bücher gesehen, welche das „Wort" *) enthalten. Zufällig waren die Namen jener „Geister", welche den grossen schwedischen Theosophen besuchten, östliche. Das Wort eines Mannes von so unleugbarer und anerkanntnr Lauterkeit, dessen Lehren in Mathematik, Astronomie, Naturwissenschaften und Philosophie seiner Zeit weit voraus waren, kann nicht so ohne weiteres übersehen oder verworfen werden, als wäre es die Behauptung eines modernen Theosophisten; ferner behauptete er freiwillig in jenen Zustand übergehen zu können, in welchem das innere Selbst sich vollständig von jedem physischen Sinne befreit und in einer Welt lebt und atmet, in welcher jedes Geheimnis der Natur ein offenes Buch für das Seelenauge ist. Unglücklicherweise sind zweidrittel seiner veröffentlichten Schriften in gewissem Sinne allegorisch, und da sie auch literarisch aufgenommen wurden, hat die Kritik den grossen schwedischen Seher nicht mehr verschont als andere Seher. S. D. vol. III.

*) Isis Unveiled II, S. 470.



Zudem beginnt der zweite Band der Geheimlehre mit dem Motto: Facies totius universi, quamvis infinitis modis variet, manet tamen semper eadem, welchen Satz Herr Brieger gewiss als einen der Feder Spinozas entstammenden erkennen wird.

Und noch eine zweite Aeusserung Brieger's muss ich zurückweisen. Er sagt in Bezug auf folgenden Ausspruch Swedenborgs: Die Aehnlichkeit, nicht Uebereinstimmung, des Lebens nach dem Tode mit dem irdischen ist dem Umstande zuzuschreiben, dass seine Seele alsdann einen substantiellen Leib erhält analog dem materiellen oder natürlichen Leib: „Dies ist eine der wesentlichsten Stellen, welche die modernen Okkultisten zum Beweise heranziehen, um ihre phantastische Sache (Astralleib) auf Swedenborg zu stützen. Dem unbefangenen Leser wird die Nichtigkeit eines derartigen Verfahrens auf den ersten Blick einleuchten.“ Hier war es wohl Herrn Briegers Pflicht den Namen des „Okkultisten“ anzuführen, der auf solch eine Stelle hin einen „Beweis“ für den Astralleib konstruieren will. Bisher stützten sich die Okkultisten auf exakte Experimente, deren Mehrzahl man in den Werken von Du Prel, Myers, Podmore, Rochas, Encausse etc. und den Reports der Society for Psychical Research aufgeführt findet. Ausserdem stehen für die Existenz des Astralleibes tausende und abertausende von Beweisen zur Verfügung, so dass es sich gar nicht um eine „phantastische Sache,“ wie Herr Brieger in seiner Unkenntnis dieses Gebietes fabelt, handelt. Am allerwenigsten wird man in okkulten Dingen erfahrenen Kreisen eine einfache Behauptung als einen naturwissenschaftlichen Beweis ausgeben! Wir hoffen, dass diese böswilligen Entstellungen aus zukünftigen Auflagen des Bandes ausgemerzt werden!

Diese beiden Briegerschen Ergüsse abgerechnet, ist die Swedenborg-Ausgabe jedoch in jeder Weise zu loben. Auch die sehr verbreiteten Swedenborg-Gemeinden, die in vielen Punkten von der Briegerschen Auffassung abweichen, werden gern nach diesen schön ausgestatteten Bänden greifen, um eine Feierstunde in Gemeinschaft mit dem Geiste Swedenborgs zu verbringen. *P. Z.*

---

„Indessen stellt sich dem wiedergeborenen Menschen das Geistige unter naturgemässen Vorstellungen dar, denn sein inne werdendes Denken arbeitet ja während seines Erdenseins in der Hülle eines naturgemässen Menschen. Daher empfangen die Erleuchteten das Licht der Wahrheit aus ihrem Inneren, d. h. aus Gott durch ihr Inneres.“

*Swedenborg.*

## Mystische Maurerei.

**(Fortsetzung: Kapitel VIII. Die erhabene Loge.)**

Das tiefsinnige Geheimnis, welches die alten Mysterien umgibt und die Verpflichtung der Geheimhaltung, welche jedem in die Maurerische Brüderschaft Initiierten auferlegt wird, entspringen verschiedenen Gründen und mannigfaltigen Umständen, von denen wir schon einige berührt haben. Zu Zeiten politischer Unterdrückung und kirchlicher Verfolgung wurde es notwendig, die Identität aller Mitglieder geheimer Brüderschaften zu verbergen, und so weit als möglich wurden auch die Prinzipien des Ordens zum gegenseitigen Schutz verborgen gehalten. Da als Maurer oder Okkultist bekannt zu sein bedeutete wie ein Verbrecher gejagt, fürs Leben eingekerkert, vielleicht gefoltert und verbrannt zu werden, so verheimlichten die Menschen natürlich ihre Verbindung mit der Loge, oder ihr Interesse an der Geheimlehre. Es gibt wahrscheinlich heutzutage keinen Grad in der Maurerei, welcher nicht durch Mitglieder religiöser Orden, wie die Jesuiten usurpiert worden wäre. Wer mit den Prinzipien dieser Gesellschaften vertraut ist, weiss genau, dass unter dem Vorwand „der Zweck heiligt das Mittel", kein Mitglied dieser Körperschaften zögern würde, irgend welche Gelübde auf sich zu nehmen, um sich in den Besitz eines begehrten Geheimnisses zu setzen, welches die Macht und das Vorrecht seiner Gesellschaft stützen könnte; da es im Voraus weiss, dass ihm nicht allein Absolution für das Verbrechen des Meineides in Verletzung seines heiligen Gelübdes zugesichert ist, sondern dass er Beifall ernten, ja vielleicht für seinen Eifer und seine Hingebung zur Religion heilig gesprochen werden wird, wie so mancher Heiliger im Kalender in der Vergangenheit auf weit weniger heilige Veranlassungen hin.

Angesichts aller sogenannten Gefahren und alles Verrats verfolgt die Freimaurerei den glatten Gang ihres Weges und schliesst ihre Logen so sorgfältig, und schärft ihre Verpflichtungen der Geheimhaltung so ein, als wäre Abtrünnigkeit eine Unmöglichkeit, und Meineid ein für die zivilisierte Gemeinschaft unbekanntes Verbrechen. Ungeachtet aller sogenannten Gefahren würde es ausserordentlich gewagt sein, für jemand, ausser einem regelrecht initiierten Bruder, zu versuchen Zulassung zur Loge zu erlangen; und es lässt sich kein mögliches Motiv festsetzen, warum ein ehrlicher Mensch nicht verlangen sollte die Riten und Segnungen der Loge

zu empfangen ausser ordnungsgemäss und unter den beschriebenen Bedingungen. Aber nach allen diesen Gründen für die Geheimhaltung der Loge hat die Tradition, dass dies immer Regel in den Mysterien war, wahrscheinlich mehr mit der Geheimhaltung zu tun gehabt als etwas anderes; und der wahre Grund für das Geheimhalten der Mysterien ist schon vorher angezeigt worden; es geschieht der Macht wegen, welche der wahren Kenntnis, die ein Meister besitzt, verschwistert ist. Die Strafbarkeit, welche für die Verletzung der feierlichen freiwillig abgelegten Gelübde verhängt wird, mag zuweilen buchstäblich durch die Agenten der Loge im Mittelalter oder den vorchristlichen Zeiten ausgeführt worden sein; aber in der Jetztzeit werden diese schrecklichen Strafen zweifellos durch „die Verfluchung durch alle ehrlichen Menschen und Maurer" vertreten. Bei echten Initiationen in die wirklichen okkulten Mysterien bestand die Strafe für Unwürdigkeit in einer und allen Beziehungen darin, dass der Abtrünnige selbst das Opfer der Kräfte wurde, welche er angerufen hatte. Er hatte einen Frankenstein geschaffen, den er nicht länger beherrschen konnte, und der zerstörte ihn. Daher war die Warnung wahr und notwendig, aber die wirkliche Methode ihrer Ausführung wurde verhüllt, sie wurde nur als schrecklich geschildert. Es ist im Westen noch zu wenig von dem wahren Okkultismus bekannt um weitere Erklärungen verständlich zu machen. Aller Raum und jede Ebene der Natur ist voller Leben und Intelligenzen, und Bulwer's „Hüter der Schwelle" mag weder ein Schabernak noch eine Romanze sein, wie viele Fälle von Besessenheit, die in den Annalen der Medizin und des Spiritualismus berichtet werden, genugsam beweisen. Die „Herrscher und Mächte der Lüfte", von denen der Apostel spricht und welche die Kabalah sehr ausführlich behandelt, sind die in der alten okkulten Literatur, wenn auch verhüllt beschriebenen Elementarwesen. Wenn man die wahre Natur der Besessenheit verstehen, und der Charakter dieser verderbten Wesen bekannt werden wird, dann wird man erst sehen, wie wenig man gewinnt und wieviel man riskiert, wenn man sie anruft. Hierin liegt der Grund, warum man Mediumschaft entmutigen und als eine Krankheit oder besten Falls als ein Missgeschick betrachten sollte. Wirkliche Seherschaft unterscheidet sich ganz wesentlich von Besessenheit in jeder Form. Wenn man Seherschaft mit der Ekstase eines unschuldigen und glücklichen Kindes vergleichen kann, so kann man Besessenheit mit Delirium, Trunkenheit oder Irrsinn vergleichen.

Man kann vielleicht aus dem Vorhergehenden von der Quelle und dem Charakter der Strafen für Verletzung der Pflichten, welche dem Neophiten in den Mysterien auferlegt werden, eine Idee bekommen. In dem „Mystery of Cloomber" schildert Conan Doyle die „Idee," macht aber die Ausübung der Strafe mit einem Male

phantastisch, schrecklich und unmöglich. Kein wirklicher Meister, selbst ein solcher, wie er ihn porträtiert, könnte jemals die stümperhafte Rolle des Vollstreckers so spielen, wie er es schildert, sondern würde den Verbrecher den Listen und Fallstricken seiner eigenen Schöpfung überlassen. Die Vorstellung des Novellisten kann kaum die Philosophie des wahren Okkultismus ergänzen.

Die Geschichten, die uns von dem grossartigen Gepränge und den fast übermenschlichen Versuchungen, welche die Einweihung in die Mysterien begleiteten, von denen des alten Aegyptens bis herab zu Tom Moore's Epikuräern, überliefert wurden, gehörten alle zu den verschiedenen Graden der Kleineren Mysterien. Die Geheimnisse der Grösseren Mysterien wurden niemals niedergeschrieben oder erzählt. Was sie waren, kann nur aus einer vollständigen philosophischen Kenntniss dessen, was Initiation wirklich bedeutet, ermessen werden. Das ist wahrscheinlich nie in einem individuellen Fall verraten worden, noch ist anzunehmen, dass es je offenbart werden wird, weil, wie in den vorhergehenden Kapiteln gezeigt wurde, es „das Angesicht zu Angesicht vor seinem eignen Gott-Stehen“ heisst, vor dem Höheren Selbst, das latent in jedem Menschen ruht, nun aber voll offenbart ist. Es betrifft die Dinge „unmöglich auszusprechen“ des St. Paulus, eines Initiierten. Die Philosophie des ganzen Prozesses mag man jedoch einfach als die Vollendung der Höheren Evolution verstehen. So nimmt die Philosophie für den, welcher sie verstehen kann die Stelle der gesamten Instruktion der Kleineren Mysterien ein, mit Ausnahme solcher praktischen Erfahrung und schliesslicher Erziehung des Neophiten, die ihn befähigen in die Grösseren Mysterien einzutreten. So weit blosses Lehren in Betracht kommt oder das Verständnis für das, was zu tun ist, und wie es zu tun ist, ist Philosophie der Lehrer und ist für das jetzige intellektuelle Zeitalter geeigneter als jede andere Form der Unterweisung. Wenn eine Schule für die Wiedererweckung der Verlorenen Mysterien des Altertums gegründet wird, so werden würdige und wohlgeeignete Neophiten darin zweifellos nicht nur Unterweisung, sondern auch praktische Erziehung finden.

Bisher sind in dieser Arbeit nur Hinweise, Umrisse, Suggestionen und Anmerkungen oder Beziehungen gegeben worden; und jeder intelligente Leser muss die Schwierigkeit beobachtet haben, die darin liegt, das, was nie offenbart werden sollte, zu beschreiben.

Wir wollen es nun unternehmen ein Diagramm oder ein Bild von einer Idee zu geben, welche wie ein Thema in einer musikalischen Composition durch alle Geschichte läuft. Die Idee taucht hie und da in der Geschichte auf, aber sie ist nicht Geschichte aus bereits klar gelegten Gründen. Das Diagramm (siehe Tafel II) ist ein Symbol der Geheimlehre und einiger ihrer Hauptverzweigungen

und Sitze. Wie alle Symbole, ist es nicht die symbolisierte Sache; und wie schon erklärt, es ist keine Geschichte der grossen Loge und der Geheimlehre. Wenn nach und nach bewiesen werden sollte, dass die grosse Loge historisch, ihren ersten Sitz in Aegypten oder Aethiopien, was möglich ist, anstatt im alten Indien, oder in Irland hatte, was nicht unmöglich ist, oder auf dem Kontinent Atlantis, was noch wahrscheinlicher ist, so würde das in unserem Diagramm keinen Unterschied machen, da es, wie schon wiederholt erklärt wurde, nicht bestimmt ist die Geschichte darzustellen, sondern den Einfluss einer Idee auf die Zivilisationen und Religionen der Welt. Wenn die wahre und vollkommene Geschichte der sogenannten Britischen Druiden geschrieben ist, wird die Legende der jetzt „Unglücklichen Smaragdenen Insel“ entziffert werden, und die schöne Legende der Venus, die aus dem Meeresschaum emporsteigt, wird nicht die grossartigste und schönste der irländischen Geschichten sein.

Nach dem wissenschaftlichen Satze, dass jede Wirkung eine angemessene Ursache gehabt haben muss, haben wir ein Recht anzunehmen, dass die Landmarken der Maurerei und die Traditionen der Geheimlehre tatsächlich nicht ohne Begründung sind. Weiterhin: je weiter wir in der Geschichte zurückgehen, noch über ihren Anfang hinaus, desto grandioser werden die Monumente der Geheimen Wissenschaft. Pythagoros und Plato fanden all ihr Wissen bereits fertig in den Aegyptischen nnd Babylonischen Mysterien. Je tiefer wir in die Vergangenheit eindringen, desto erhabener werden die alten Monumente. Der Zodiakus und die Pyramiden allein demonstrieren durch die Kenntnis, die sie von Astronomie, Mechanik, Mathematik und Architektur verraten, die Existenz einer Wissenschaft in vorgeschichtlichen Zeiten, wie wir Modernen sie noch nicht im Stande waren zu imitieren, oder selbst zu lesen. — Wir sind wie Minenarbeiter, die eine Goldader in den Felsenbrüchen verfolgen. Kostbares Gold taucht hier und da auf und verliert sich wieder; je weiter wir vordringen, desto reicher zeigt es sich, bis wir zu der unerschütterlichen Ueberzeugung gelangen, dass tief im Inneren der Erde oder unter einer Bergkette eine grosse Niere, eine goldhaltige Bodenvertiefung sein muss, die eigentliche Quelle all des vergrabenen Schatzes. Die Analogie ist vollständig und der Schluss wissenschaftlich. Wenn aber die alten Monumente auf der physischen Ebene unantastbar und jene in den Himmeln unerreichbar sind, so sind sie noch transzendentaler in den intellektuellen und geistigen Reichen. Es gibt nicht eine Religion, eine Wissenschaft oder eine Philosophie, die dem Menschen bekannt ist, die nicht bis zum alten Indien zurück verfolgt werden könnte mit dem Unterschied jedoch, dass wir nur die Fragmente, die zerbrochenen Säulen, die verblassten Bilder einer vollendeten und vollkommenen Struktur,

wie sie einst existierte, haben. Die ältesten Bücher oder geschriebenen Ueberlieferungen, die uns heutzutage bekannt sind, wie die ägyptischen Rituale des Todes und die Hymnen der Veden, sind noch kaum ihrem Sinn nach übertragen worden. Solche Uebersetzungen, wie sie uns gegeben wurden, sind sowohl oberflächlich wie buchstäblich, und die innere Bedeutung, die immer in Symbolen ausgedrückt wurde, kommt nur selten zum Vorschein. Die Interpretation, welche Philologen, von denen nur wenige als Symbologen gelten können, und von denen in Europa nicht ein einziger ein wirklicher Okkultist ist, ihnen gegeben haben, ist, dass sie die rohen Vorstellungen eines unentwickelten Volkes seien, welches von der Wissenschaft nichts kannte und dem Aberglauben ergeben war. Diese Uebersetzer haben den Ruf als „Grosse Orientalisten" erworben, und sie haben zweifellos ein grosses Werk vollbracht, indem sie der modernen Zeit die alten Sprachen zugänglich machten und ihr bestes taten den alten Glauben zu interpretieren, aber in fast allen Instanzen sind diese Orientalisten durch die Traditionen und durch irreleitende Ideengänge des modernen Christentums beeinflusst worden. In einem anderen Kapitel dieser Arbeit wurde darauf hingewiesen, welcher unendlichen Mühe sich unwissende Mönche und eifrige Geistliche unterzogen haben, um diese alten Ueberlieferungen zu zerstören und sie durch Fälschungen und Erdichtungen zu entstellen, damit die christlichen Urkunden und Traditionen unangefochten dastehen sollten. Selbst unsere besten Orientalisten sind unbewusst durch die so erlangten Resultate beeinflusst worden. Wenn die Schüler des Westens erst einmal fähig und bereit sein werden die wahre Interpretation des alten Symbolismus aufzunehmen, so ist es möglich, dass sich eingeborene Schüler finden werden, welche nicht allein Sanskrit kennen, sondern auch gründlich mit der Geheimlehre vertraut sind.

Man nehme ein einziges Beispiel an. Die Atom-Theorie, von der man weiss, dass sie gewissen alten griechischen Autoren mehr oder weniger bekannt war, hat grossen Fortschritt in der modernen Wissenschaft gemacht. Aber in keiner von der modernen Wissenschaft begriffenen Form — und die Formen sind mannigfache und widersprechende gewesen — hat sich diese Theorie als competent erwiesen um alle beobachteten Phaenomene zu erklären. Sie ist daher für uns noch eine Hypothese, kein Gesetz. Die Atome der modernen Wissenschaft, ob man sie nun als fest, flüssig, gasförmig oder aetherisch annimmt, — denn man hat sie für das alles gehalten — werden dennoch als tote Atome betrachtet. Selbst wenn man sie als blosse neutrale Centren oder „mathematische Punkte" ansieht, sind sie noch weit von Leben und Intelligenz entfernt. Leibnitz fasst sie als Monaden auf, jede ein lebendes Spiegelbild des Universums, jede einzelne jede andere Monade reflektierend. „Man

vergleiche diese Ansicht", sagt ein moderner Autor, „mit jenem ungewissen Sanskrit-Sloka, von Sir. William Jones übersetzt, in welchem gesagt wird, dass die schöpferische Quelle des göttlichen Geistes (mind)" . . . „verborgen in einem Schleier dichter Dunkelheit, Spiegel von den Atomen der Welt bildete, und Reflexionen von der Oberfläche desselben auf jedes Atom warf." Wenn wir mehr vom Strahlenstoff und den Röntgen-Strahlen gelernt haben werden, dann werden wir dieser alten Atom-Theorie weit näher gekommen sein und den Stoff nicht länger als „tot und untätig" betrachten.

Die Hymnen der Veden waren zweifellos die ursprüngliche allegorische Form der Geheimlehre, und die Rishis — „Götter" genannt, und wirklich Hohe und Vollkommene Meister — waren deren Schöpfer.

Vor den Zeiten der Veden wirkte schon die grosse Loge der Adepten, welche die Religion schufen, die Civilisation beeinflussten, und die tiefsinnige Wissenschaft lehrten, die Indien gross machte. Wenn auch nur Traditionen und verfallene Monumente bleiben, so überragen diese noch alle modernen Errungenschaften des Menschen. Die alte Herrschaft war patriarchialisch; der Herrscher war auch ein Meister-Initiierter, und das Volk wurde als seine Kinder betrachtet. In diesen alten Tagen hielt es ein regierender Prinz nicht für unter seiner Würde allein in die Wüste zu gehen und zu den Füssen eines inspirierten Einsiedlers zu sitzen, um mehr Weisheit zu erlangen, die er dann wieder seinem Volke mitteilen konnte. Wenn der wirkliche Sinn des Vedischen Symbolismus offenbart sein wird, dann wird man wahrscheinlich finden, dass er nicht Aberglauben und Abgötterei lehrt, sondern der dünnste Schleier ist, der je zwischen der höchsten Weisheit und der Auffassung des Menschen lag. Die alten Götter waren die symbolischen oder personifizierten Attribute der Natur, durch welche der Mensch gelehrt wurde die die Existenz des höchsten Geistes zu begreifen. Das war kein Polytheismus, keine Abgötterei, sondern ein System das zu lehren, was überhaupt nicht definiert werden konnte; durch Symbol, Parabel, und Allegorie auf das hinzuweisen, was für immer unbekannt und unerkennbar bleiben muss. Kein dem Menschen bekanntes Tongemälde scheint halb so schön wie einige dieser alten Parabeln und Allegorien. Nicht allein jedes Liebes- und Pflichtopfer wurde geschildert, jede Heimatfreude illustriert, die alltäglichsten Lebenspflichten, Heldentaten, Hingebung und Selbstaufopferung verherrlicht, sondern es geschah dies auch in einer so musikalischen Sprache, in einem so vollkommenen Rythmus und Versmass, dass die Erzählung mehr noch zu einer Symphonie, als zu einem Gedicht wurde. Die ganze Komposition war ein Mantram. Auf fast jeder Seite der Anugitâ wird es — in Bezug auf dies und jenes gesagt — „sie

erzählen diese alte Geschichte in der Form eines Dialoges, welcher sich so oder so zutrug."

Wenn auch das Indien von heute wie eine alte kindische Frau ist und seine Priester zu Harpyen geworden sind, die sein geistiges Leben auffressen, die Ueberlieferungen seiner ursprünglichen Grösse können niemals verkleinert oder zerstört werden.

In den früheren Tagen wurde Brahman in der Tat „zweimal geboren" und die zweite Geburt allein machte ihn zu Brahman. Die Parabel wurde also dann nicht erfunden um die Wahrheit vor denen zu verbergen, die sie begreifen konnten, oder um das Volk in Unwissenheit zu erhalten, um die Macht der Priester und Herrscher zu bewahren. Die Macht kam nicht aus dem Volke, sondern aus dem Besitz erhabenen Wissens; und dieses beständig geübte und durch Beispiele erläuterte Wissen war das Kennzeichen und das Merkmal der Autorität. Einer solchen Priesterschaft leistete das Volk bereitwilligst Gehorsam. Die Tore der Einweihung waren für alle offen, welche die Fähigkeit entwickelten zu „Wissen, zu Wagen, zu Tun und Stillzuschweigen," in Bezug auf das, was nicht vorzeitig offenbart werden sollte.

Mit dem Licht der grossen Loge in der Mitte, war die Religion des Volkes ein vollkommener Vertreter der Wissenschaft und Philosophie, in welcher weder Aberglaube noch Abgötterei Raum fanden, daher die Symmetrie in unserem Diagramm der alten Weisheits-Religion.

Die so von der grossen Loge inspirierte Religion Indiens fand in den Hymnen der Veden ihren Ausdruck. Das war der alte Brahmanismus, die Religion des Brahm; des Vater-Mutter des All's.

Aber mit der Zeit wurde die Priesterschaft verdorben; das Volk gab die altgewohnte Verehrung auf. Dann kann Krischna, später Buddha, um das Verlorene wieder aufzubauen. Die Brahminen, nun nicht mehr „zweimal Geborene" sondern nur eine priesterliche Kaste noch, die gierig äusserer Macht nachjagte, seitdem sie nicht länger mehr wirkliche Meister waren, erhoben sich im Aufstand, und die Mission Buddhas war zum grössten Teil in Indien verfehlt und fand den Kreis ihrer Bekehrten nur in Ceylon, in fernen Ländern und den Meerinseln.

Hinter den Religionen Aegyptens und Chaldäas lag dieselbe Geheimlehre oder dieselben Mysterien, und sie waren auch beide wissenschaftlich oder philosophisch. Aber Aegypten und Chaldäa wiederholten die Torheit Indiens und gingen mit der Erniedrigung ihrer Religionen unter. Es bestanden noch Traditionen der Geheimlehre, und Meister wie Hermes, Zoroaster, Confucius und Laotse tauchten nach und nach in verschiedenen Ländern auf, um die alte Religion unter neuem Namen und oft unter einer anderen symbo-

lischen Form zu beleben. Pythagoras und die Schulen der persischen Maji erhielten Jahrhunderte lang das wahre Licht brennend. Die Eroberung Aegyptens durch Cambyses hat, wie schon gesagt, den Ruin des Landes der Pharaonen vollendet, und Pythagoras und Plato wurden die Bindeglieder zwischen der alten Philosophie und der christlichen Aera, zusammen mit der jüdischen Kabalah, die sämtlich von den Mysterien Aegyptens und Chaldäas, wahrscheinlich grösstenteils von letzteren abgeleitet waren.

Die christlichen Mysterien waren von den Essenern, den Schulen Alexandriens, die damals in ihrer vollen Blüte standen, von der Kabalah und der Philosophie Plato's abgeleitet. Während der ersten drei Jahrhunderte unserer Aera waren diese Lehren sehr in Aufnahme, wurden aber schliesslich durch den Sieg Constantins unterdrückt und dann kamen die dunklen Zeitalter.

Die Religion Jesu war in jeder Hinsicht die der Mysterien, es war dieselbe alte Weisheitsreligion, wenn auch die ethischen Züge als notwendiger betont wurden unter einem Volke, das man eine „Generation von Vipern" und ein „steifnackiges und aufrührerisches Volk" nannte. Die ethischen Lehren gaben mit der Zeit dem Priesterhandwerk und der Priesterherrschaft Raum, weltlicher Macht und Eroberung, und die Religion Constantins*) wurde von der „Heiligen Inquisition", einer Religion der Tortur und des Blutvergiessens abgelöst.

Die Sufis unter den siegenden Muhamedanern kannten die Geheimwissenschaft, aber ihre Macht verblasste vor „dem Schwert des Propheten."

Die Maurerei kann, obwohl sie nicht in direkter Linie von den alten Mysterien abstammt, mit Recht als ein Bindeglied zwischen der alten Weisheit und der Jetztzeit betrachtet werden. Während sie viele der alten Riten und Zeremonien nachahmt, viele der alten Merksteine bewahrt und der modernen Zeit ein grosses Ideal übergibt, steht die Maurerei als einer der grössten Wohltäter der Gegenwart da. Wenn sie auch nur die verfallenen Fragmente einstiger Grösse bewahrt hat, so hat sie dieselben doch als ein kostbares Erbteil gepflegt und geschützt. Werden die Maurer wirklich das edle und herrliche Werk des Wiederaufbaues der Stadt und des Tempels des Herrn übernehmen? Wollen sie sich vereinen, um die ursprüngliche Weisheit und Pracht wiederherzustellen? Wollen sie eifrig unter dem Schutt nach dem „Stein, den die Erbauer verwarfen" und nach dem „Verlorenen Wort des Meisters" suchen? Ach! Wer kann es sagen?

---

*) Vergl. Eugen Heinrich Schmitt, die Kulturbedingungen der christlichen Dogmen. Leipzig 1901.



Es gibt noch ein anderes Glied in unserer Kette von Beweisen und in unserer Transmissions-Linie. Die Grifte, Zeichen und Pass-Worte, durch welche ein Maurer einen Bruder erkennt, gehören zu den Kleineren Mysterien. Der wirkliche Meister erkennt seinen Mitbruder an anderen Zeichen. Es ist schon gesagt worden, dass der wahre Adept sowohl hellsehend, wie hellhörend ist. Es gibt eine magnetische Atmosphäre, eine Ausstrahlung um jedes menschliche Wesen und auch etwas derartiges um jedes Tier und jeden unbeseelten Gegenstand. Jeder fühlt diese magnetische Aura, wenn er in Berührung mit anderen kommt, obwohl er sie oft nicht sehen und sich ihrer Wirkung nicht bewusst sein mag. Diese Atmosphäre des Individuums ist die Quelle der sogenannten „Sympathie“ und „Antipathie“ oder Anziehung und Abstossung. Sie ist nicht eingebildet, sondern wirklich. Sie ist das auf den Brennpunkt eingestellte Resultat des individuellen Charakters und enthält alle Potenzen und Eigenschaften des Lebens eines Individuums. Sie ist aus Stoff zusammengesetzt, ist magnetisch, hat eine bestimmte Bewegungsart und bestimmte Farbe. Sie kann von anderen absorbiert und auf andere übertragen werden. Die ihr eigenen Schwingungen sind das beigeordnete Resultat der zusammengesetzten und verschiedenen Fähigkeiten der Prinzipien im Menschen.*) So ist die Schlüsselnote in jedem Menschen als wissenschaftliche Tatsache im Stoff bestimmt. Im Sinnenmenschen und in allen, welche durch Leidenschaft und Selbstsucht erniedrigt sind, ist die Farbe dieser Aura rot wie der Kamm eines Hahnes; und die Empfindung, welche dieselbe auf einen Sensitiven und Reinen hervorruft, wird oft als heiss und erstickend beschrieben. In einem Individuum, das selbstlos und reinen Gemütes ist, wechselt die Farbe zwischen goldgelb und blau, und die Wirkung auf den Sensitiven wird als kühl, ruhig und inspirierend beschrieben.

Wenn das Vorhergehende wahr ist, und das lässt sich leicht bestätigen, und wenn der wirkliche Meister im Stande ist, alle diese Zustände zu sehen, welche für andere unsichtbar sind, so braucht er wohl kaum „Griffe, Zeichen oder Passworte,“ um einen Bruder zu erkennen, Der Mensch verrät seinen Charakter, seine Abstammung, seine Ideale und sein ganzes vergangenes Leben in jeder Linie seines Gesichtes, in der Kontur und Haltung seines Körpers, in seinem Gang, in seiner Handschrift, in den Linien seiner Hand, im Ton seiner Stimme, im Ausdruck seines Auges; kurz kein Mensch besitzt Charakter. Charakter ist das, was er überhaupt ist, und nichts von ihm Getrenntes. Man braucht kein Meister zu sein, um das

*) Vergl. Die menschliche Aura von Prof. Dr. med. Marques. Neue Metaphys. Rundschau Band VII und VIII.

alles zu sehen; man braucht nur zu beobachten, zu denken und aus dem, was man sieht, logische Schlüsse zu ziehen. Im gewöhnlichen Lauf des Lebens erkennen alle Künstler, Musiker, Mechaniker durch vertraute und untrügliche Zeichen ihre Kollegen. Man kann sich kaum vorstellen, dass in einer höheren Wissenschaft und im Falle des tiefsinnigeren Forschers oder Adepten die Zeichen des Charakters weniger klar ausgeprägt sein sollten, oder dass der Adept, der weit feinere Sinne und ein grösseres Mass von Wissen besitzt, in der Auslegung derselben irren könnte. Das Individuum, welches wirklich aufrichtig und fromm ist, wird auch nicht verfehlen Aufrichtigkeit und wahre Hingebung in einem Bekannten oder in irgend einem Charakter in der Geschichte, der diese Tugenden besass, zu finden. Daher lernt der Schüler der Heiligen Wissenschaft oder des Okkultismus, obwohl nicht selbst ein Adept, durch untrügliche Zeichen jene in der Gegenwart oder Vergangenheit erkennen, die wirklich die wahre Weisheit kennen. Seine Zeichen und Symbole sind nicht die gestohlenen Schibolets (Losungsworte), durch welche der wirkliche Schüler verraten werden kann. Jeder Maurer kennt genug von der Bildersprache oder Kunst der Rede, um imstande zu sein von vielen Dingen in der Gegenwart anderer zu sprechen, ohne die Geheimnisse der Loge zu offenbaren. Selbst die Verbrecherklassen haben ihre Dialekte oder Patois.

Die Geschichte ist voll von Bewerbern um den Okkultismus. Prätention allein ist ein Zeichen von Unwissenheit, und die Behauptung „die Wahrheit zu verkaufen“ ist immer ein Zeichen von Betrug. Es gibt jedoch in der Geschichte viele Namen, die mit Schmähungen beladen worden sind und deren Besitzer man des Betrugs und der Täuschung beschuldigt hat, und dennoch waren sie wahre Adepten, wenn nicht vollkommene Meister. Wir müssen zwischen Selbstüberführung, welche dem eigenen Munde des Bewerbers entstammt und jenen Anklagen unterscheiden, die von anderen kommen und durch keine Beweise unterstützt werden. Der Bewerber wird oft mit Ehren beladen und wühlt im Wohlstand als Lohn für Trug und Lüge, für Täuschung und Korruption, die er verschmitzt genug ist zu verbergen. Andererseits wird der wahre Meister oft genug vom Volke am Galgen aufgehängt und von der Kirche verflucht, weil er weder der Zeit sklavisch gehorcht, noch sich herbeilässt die Wahrheit gegen Gold einzutauschen.

Im ganzen Lauf der Geschichte kann man jene finden, die das wahre Licht besassen. Da sie ihre Weisheit, wie ihre eigene Identität vor vulgärer Berührung und törichter Verhimmelung verbargen, sind sie für die Vielen ungesehen und ungehört über die Erde gegangen; ihren Mitbrüdern und allen nach wahrer Weisheit Suchenden waren sie immer bekannt. Die Unwissenheit des Pöbels, der Eifer

der Abergläubischen und der „Stellvertreter Gottes“ haben oft traurige Streifzüge unter den Dienern der Grossen Loge gehalten, und dennoch sind dieselben niemals ganz ausgerottet worden; sie haben immer existiert um Zeugnis abzulegen, und sie existieren heutzutage noch! Wenn es dem Leser gefällt das alles abzulehnen, so kann das den wahren Adepten natürlich gleich sein, und sicherlich berührt es auch den Autor gar nicht. Man kann nichts weiter tun als aufrichtig bestätigen, was man glaubt und das beweisen, was man als wahr erkannt hat.

Diese Adepten oder Meister haben in jedem Zeitalter die Grosse Loge gebildet. Ob sie sich nun in gewölbten Domen versammelten oder zu bestimmten Zeiten trafen, keiner kann es wissen, der nicht zu demselben Grade gehörte; aber eins ist gewiss, und das ist, dass sie der Welt Hilfe und Wissen bringen, wenn es am notwendigsten ist, und dass sie heute im Westen wirken, wie sie es vorher viele trübe Jahrhunderte nicht getan haben. Sie sind nun imstande zu wirken, weil der Boden für sie bereitet wurde von „einem, der wusste“, und der ihnen bis zum Tode diente trotz Verachtung und Verleumdung. Es ist ihnen auch von vielen Unwissenden, aber treu an ihre Existenz und an ihr Werk Glaubenden geholfen worden, die auf jedem Schritt vorwärts durch „mehr Licht“ belohnt wurden. Fast übereinstimmend mit dem Ende des 19. Jahrhunderts ist der Schluss des grossen Zyklus: nämlich des ersten Zyklus von fünftausend Jahren des Kali Yuga. Neben ungewöhnlichen astronomischen Konjunktionen, vielen Störungen im Raum, Erdbeben, Zyklonen und Hochfluten sind auch grosse soziale Umwälzungen, politische Veränderungen und sowohl geistige wie physische Epidemien vorausgesagt. Mit anderen Worten, wie es allen schon erkennbar ist, welche die Zeichen der Zeiten lesen, die Gegenwart ist eine Uebergangsperiode, nnd welche Einflüsse auch das 20. Jahrhundert modeln werden, sie müssen ihre Operationen in der Gegenwart beginnen. Jetzt ist die Saatzeit, die Ernte wird nach und nach heranreifen! — —

Nachschrift. — Es könnten viele Hinweise aus der Literatur angeführt werden, welche Zeugnis für die Existenz der Grossen Loge ablegen. Zwei derselben mögen hier Erwähnung finden, das ist jener im Leben des Apollonius von Tyana von seinem Besuch bei den Adepten Indiens, und der Bericht von Flamel und den Adepten in einem alten Buch von Campbell „Hermippus Redivivus“ genannt. Die gegenwärtige Absicht ist es jedoch eher eine Philosophie zu entwickeln als Tatsachen zu sammeln, zu erklären, was ein Meister ist, als auf ihre Zufluchtsstätten hinzuweisen.

(Fortsetzung: Kapitel IX. Symbolismus und Schlusswort folgen in Heft 6.)

*Dr. med. J. D. Buck.*

# Prophezeiungen des deutsch-französischen Krieges von 1870/71.

Von Wilhelm Jordan, dem im Juni vor. J. hochbetagt verstorbenen Nibelungen-Dichter und Stabreim-Rhapsoden, dürfte wenig bekannt sein, dass er den deutsch-französischen Krieg prophezeit hat. Er sandte mir 1891 anlässlich eines Briefwechsels das Exemplar eines Vortrages von Dr. Georg Bünger „Wilhelm Jordans Bedeutung für den Jugendunterricht", Beilage zum Programm des Gymnasiums in Baden 1888, worin auch als Beweis der patriotischen Vorausschau des Dichters auch folgende Verse aus der vor 1870 entstandenen Gedichtsammlung „Strophen und Stäbe" (s. 913) angeführt sind:

— — — — Rüstet zum heiligen Ringen!
Das Ziel ist erreichbar; doch aus dem Rückblick
Schöpfet die Kraft zur Krönung des Werks."

Die deutsche Einheit war gemeint. In dem „Zwiegespräch" von 1849, in dem der Dichter, damals Sekretär der deutschen Flotte, dem Prinzen von Preussen, nachherigen König Wilhelm, die Hoffnungen seiner Gesinnungsgenossen darlegte, heisst es: „Einst kommt das Reich, doch nur durch Taten." Weiterhin erschaut er mit grosser Klarheit:

Dort seh' ich meinen König reiten
Mit aller Stämme Heeresmacht,
Dort fliesst der Rhein, — Ha, welch' ein Streiten!
Sieg, Sieg! Gewonnen ist die Schlacht
Vom Dome tönt die Krönungsstunde
Der Kaiserzug zum Römer geht —
Das Münster steht auf deutschem Grunde —
Der Hansa Meeresbanner weht —. Demiurgos 239 (1854!)

Der Dichter, von dessen grossdeutschem Idealismus auch der Schluss des zweiten Teils der Nibelungen „Hildebrants Heimkehr" zeugt, gefiel sich später in der wunderlichen Meinung, dass Fürst Bismark nach seinem prophetischen Entwurfe gehandelt habe.

Dasselbe hätte aber auch der Münchner „Seher und Astrolog" Joh. Carl Vogt von sich sagen können, denn auch er hatte ganz dasselbe prophezeit, wie in den drei über ihn 1858—60 von Ludwig Hauff erschienenen Broschüren zu lesen ist. Vogt, ursprünglich Handwerker, hatte von Jugend auf viel Interesse für Astronomisches und geriet dann auf die Astrologie. Einige erhebliche Lotteriegewinne setzten ihn in den Stand, sich dieser Wissenschaft ganz

zu widmen, er hatte sich schliesslich ein Verfahren nach ägyptischem Vorbilde, wie er sagte, zurechtgemacht, das so beschaffen war, dass er es ohne Anforderungen an die trigonometrischen Elemente in den Horoskopen bewältigen konnte, was nun freilich gar sehr unvollkommen war und ihn irreführen musste, wenngleich etwas Wahrheit auch in diesen seinen Beobachtungen liegen mag, die sich namentlich auf die Wirkung der Fixsterne in ihrer Längen-Position erstreckten. Aber Vogt sprach auch viel von seiner „Sehergabe" und politisirte stark in seinen Prognosen, war auch, wie das damals in den Zeitläuften lag, grossdeutscher Patriot mit Lebhaftigkeit. Napoleon III. kam bei ihm noch schlechter weg als der grosse Korse, er hielt ihn für einen von bösen Träumen verfolgten Unhold, der auf nichts sinne, denn an Deutschland Rache zu nehmen. Den Ausgang dieser angeblichen geheimen Pläne des dritten Napoleon hat nun Vogt genau vorausgesagt, leider aber die Zeit dieser Ereignisse nicht getroffen und um ca. 10 Jahre zu früh angenommen. Als berufener politischer Seher, und wie er meinte auch Reformator der Astrologie, las er schon aus seinem eigenen Geburts-Neumond vom 1. April 1813 (also nicht aus seinem wahren Geburtshoroskop), dass der Sieg in den kommenden Kämpfen auf seiner, also auf deutscher Seite sein würde und aus den Geburtsfiguren Napoleons und des Prinzen Wilhelm von Preussen sagt er in den fünfziger Jahren richtig voraus, dass dieser die Deutschen anführen, Napoleon niederwerfen und ein Gut bekommen oder erobern würde, woran er nicht gedacht (Elsass-Lothringen). Napoleon würde gefangen genommen und käme ins Exil. Nach Hauff sind ihm auch noch andere politische Prophezeiungen gelungen. Dass es ihm mit der Zeit des grossen Krieges nicht glückte, scheint dem Renommé Vogts sehr geschadet zu haben, man hört nach 1861 nichts mehr von ihm oder er ist auch bald in den sechziger Jahren gestorben. In der Hauff'schen Broschüre von 1860 ist z. B. der Verlust der weltlichen Herrschaft des Papstes vorausgesagt. Bemerkt sei hier, dass oft geglaubt wurde, Vogt hätte seine Lotteriegewinne bewusst mit Hülfe der Astrologie gemacht. Aber das ist nicht Fall. Ihn trieb es, wie er sagte, nach München, wo er „sein Glück" zu finden glaubte. Er fand jedoch nicht die erhoffte Arbeit als Tischler und kaufte ein Lotterielos, womit er dann eine erkleckliche Summe gewann, was sich, wenn ich nicht irre, noch einmal und noch vorteilhafter wiederholte. Ferner spekulirt er glücklich mit einem Grundstück, wenn auch nicht alle seine hierauf astrologisch gesetzten Erwartungen in Erfüllung gingen. Er scheint auch viele Erfolge mit privaten Prognosen, wofür er kein Geld nahm, gehabt zu haben. Sein Verfahren in Geburtshoroskopen genügt jedoch in keiner Weise

wissenschaftlichen Anforderungen, ist auch allzu verworren. Er gebrauchte es oft in ganz irrationaler Weise, wie aus den Broschüren Hauffs hervorgeht.

Eine dritte Prophezeiung des deutsch-französischen Krieges war die sehr bemerkenswerte Vision der Marie Bauer, worüber Dr. W. Bormann neuerdings wieder in der „Uebersinnl. Welt", Januar- und Februar-Heft 1903, ausführlich berichtet hat. Die Dame lebt noch in Cannstatt. Sie sah im Sommer 1848 bei einem Begräbnisse in Mergentheim am Himmel die symbolischen Bilder eines Erntewagens, dann einer sehr grossen Kanone und eines reife Früchte tragenden Weinstocks, schliesslich die Jahreszahlen 1870/71. Erntewagen und Weintrauben deuteten also die Jahreszeit des grossen Ringens an. Die Vision ist, wie man sich aus dem Bericht des Dr. Bormann am besten überzeugen kann, sehr gut beglaubigt. Auch Marie Bauer, übrigens eine Schwägerin des Dichters Möricke, der sich selbst für diese Vision interessierte, war damals von lebhaftem Patriotismus durchdrungen. *Albert Kniepf.*

Nachwort der Redaktion: Eine weitere mit dem Krieg 1870/71 zusammenhängende Prophezeiung ist folgende:

„In der Nummer 241 der Berliner Bank- und Handelszeitung vom 30. August 1870, also in einem Zeitungsblatte, das wenige Tage vor der Schlacht bei Sedan ausgegeben ist, findet sich folgende merkwürdige Notiz: „Das Gerücht von den Beängstigungen, welche Napoleon III. schon seit einer Reihe von Jahren durch die Erinnerung an eine Prophezeiung gelegentlich erfahren, ist in vielen Kreisen verbreitet. In dem gegenwärtigen kritischen Augenblick gewinnen noch folgende Strophen des Chevalier de Chatelain (Ronces et Chardons p. 181), welche sich auf diese Prophezeiung beziehen, besondere Bedeutung:

Quand le second Empire en Lutèce adviendra
(Ceci n'est pas, las! une facetie!)
Dix-huit ans moins un quart, pas plus, il vivra!
Ainsi le dit dans son grimoire,
En termes clairs, le grand Nostradamus!
„Dix-huit ans moins un quart, —
— et pas un jour de plus!"
Vive Nostradamus, vive son Répetoire!

Also 18 Jahre weniger ein viertel soll nach der Prophezeiung des Nostradamus das zweite französische Kaiserreich leben, — danach befürchtet Napoleon den Sturz seines Reiches am 2. September 1870, da er sich am 2. Dezember 1852, ein Jahr nach dem Staatsstreich, zum Kaiser proklamieren liess." So das genannte Blatt drei Tage vor der Katastrophe von Sedan.

---

## Ein Durchschnittsmensch zwischen Tod und Geburt.

### Eine Reïnkarnationsphantasie.

Das Zimmer war verdunkelt; gestreifte wollene Vorhänge liessen vom halboffenen Fenster nur ein wenig Luft — kein Licht hindurch.

Der Arzt hatte das Haus verlassen und der weinenden Frau, einer hübschen Dame in den dreissiger Jahren stumm die Hand gedrückt. Er hatte sein Verdikt gesprochen: „Den Tag überlebt er kaum mehr, obgleich der kolossale Wille zum Leben ihn vielleicht — trotz der gänzlich aufgebrauchten Lunge — noch einige Zeit erhält!"

Der Wille zum Leben — ja, den hatte er — und wollte es beweisen! Die Schwäche — diesen schnellen elenden und dann ganz aussetzenden Puls wollte er überwinden — meistern — er wollte — aber da wollte er schon nicht mehr — andere merkwürdige Bilder kamen — Dinge — Menschen und Gedanken, die er längst vergessen hatte — sie waren lebendig in diesen Augenblicken, in denen er zu sterben ging. Denn dieses eisig Kalte, bis an's Herz heran Greifende — diese grosse, weisse Unendlichkeit, die er vor sich fühlte — es war wohl doch der Tod, — gegen den aller Wille zum Leben nicht half. Aber warum musste gerade er — verhältnismässig so jung, dahin? Doch erst 44 Jahre — und — hei! wie das Herz klopfte und flog — eins, zwei, drei — so schnell — er konnte nicht zählen. —

Er war doch ein so guter — anständiger Mensch gewesen — immer — ja wohl — immer! Diese Frauengesichter hatten dabei gar nichts zu sagen — er kannte sie nicht einmal mehr! — nein er war sehr anständig — immer! in Geldsachen tadellos — er hatte alles ganz pünktlich getan — keine Schulden — keine Wechsel — unbezahlt — nein! auch seine Frau, die da jetzt weinte — würde in guten Verhältnissen zurückbleiben — sorgenlos — — er konnte sich nichts vorwerfen — dass er sie da — und dort, ein paar mal in ganz raffinirter Weise — betrogen und belogen hatte — mein Gott! das tun Andere auch — Alle! — —

Ach! dieses Herz! jetzt klopfte es ganz leise — zwei — drei — — ja! dreimal hatte er es begangen — — Manche nannten es Verbrechen — aber wer sah es als solches an — — — Keiner seiner Freunde! sie hatten oft darüber gesprochen — keiner — jeder hielt es für Pflicht es zu tun — dem armen Mädchen, das man verführt hatte, zu helfen, die Schande wieder los zu werden. —

— — Freilich — in diesem Augenblick schien's anders — da war die Schande die seine — dass er aus ganz gemeiner Sinnenlust überhaupt diese Mädchen — oder auch Frauen dazu gebracht hatte — aber das schien nur so schlimm — jetzt — weil die Krankheit seinen Geist verwirrte. — — —

Die grosse, schöne, blonde Frau — Wittwe — nein — geschieden — die Freundin seiner Frau — da stand sie und rang die Hände — dicht da — vor ihm — sie war auch tot — sie hatte die Schmach nicht ertragen von seiner Frau aus dem Hause gestossen zu sein — und hatte das „Verbrechen gegen das keimende Leben" nicht begehen wollen — er hatte ihr alle Mittel dazu geboten — — Verbrechen — Unsinn — Notwendigkeit! wie die Dinge nun einmal lagen — aber dann — hatte sie sich in's Wasser gestürzt — in den tiefen, schwarzen Alpensee — hinaus war sie gefahren — sie hatte ihm den Brief hinterlassen — auf der Post — wo sie immer korrespondirten. —

Wie gut, dass man den Leichnam nie gefunden hatte! — in dem See fand man sie nicht — die Leichen — aber da — da stand sie jetzt und rang die Hände — sie hatte sich und das keimende Leben getötet — aber was konnte er dafür? — er hatte — es schüttelte ihn furchtbar — —.

Seine Frau war an das Bett getreten und wischte ihm leise den kalten Schweiss von der Stirn; sie beugte sich zu ihm und flüsterte:

„Willst Du noch etwas sagen — Arthur?"

Jetzt hörte er, wie furchtbar das Röcheln aus seiner Brust klang; er fasste den Willen — den starken Willen zum Leben noch einmal fest zusammen und hauchte: „Verzeih!" Sie drückte besänftigend seine Hand und sagte: „Ich kann nicht hören, was Du sagst — wie?"

Aber er antwortete nicht mehr — das Röcheln verstummte — ganz langsam und nur noch minutenweise kam und ging der kalte Atem. —

Dem Sterbenden zeigten sich freundlichere, lichtere Bilder — ein unbestimmtes Gefühl des Wohltuns, vielen hatte er ja auch Glück gegeben; er dachte noch einmal mit ganzer Kraft an seine Mutter. „Mutter" dachte er ganz klar, — er glaubte, er rief es, — dann wurde er ruhig. — Ein weites, weisses Feld lag vor ihm, licht wie leuchtender Nebel — dann dunkel — ganz dunkel — schwarz. — Noch einmal war es ihm, als höre er ein tiefes Aufschluchzen seiner Frau — dann nichts mehr — unendliche Stille. —

Im Zimmer wurden die Fenster weiter geöffnet. Die Frau trat weinend an die Leiche, drückte mit zarter Hand die Augenlider über die starren Augen.

* * *

Es dauerte lange — oder war es nur ein Augenblick — bis er wie aus schwerem Taumel zu sich kam.

Er schien sich so leicht — und doch ganz konfus — da hatte er doch noch eben gelegen und gelitten — ja — es lag ein Mann da vor ihm — aber tot; — er hatte oft Leichen gesehen — er kannte den Tod, — aber er lebte doch — wie ging das zu? —

Und seine Gattin ging leise in schwarzen Kleidern durch die Gemächer. Blumen überall — sie bemerkte ihn nicht — er berührte sie — denn sprechen — das empfand er — vermochte er nicht — aber sie fühlte ihn nicht. — Also — tot — und doch lebend? — Nein, das hatte er nie geglaubt — ja nicht einmal daran gedacht.

Er kam sich so sonderbar vor — so leicht — und so in der Oede — — so kraftlos — ohne Willen — er, mit dem starken Willen! — — Da kam der Arzt in das Zimmer und sprach zu der Frau: „Heute nachmittag um 3 Uhr also?“

Sie nickte: — „Ja, die Mutter konnte erst heute früh abreisen, — sie scheint sich so furchtbar erschreckt zu haben.“

„Ueber den Tod des Sohnes — das glaube ich! — Solch ein edler, guter Mensch und noch in den besten Jahren.“ —

„Ich erwarte sie jeden Moment — da fährt der Wagen vor!“

„So will ich gehen und —“

„Nein! bitte bleiben Sie, lieber Doctor. Die Mutter scheint mir Ihrer Hilfe bedürftig.“ —

Die Frau ging hinaus. Der Arzt beugte sich über seinen Sarg, in dem, wie Er jetzt sah, sein Leichnam lag. Er klopfte dem Doctor auf die Schulter — aber der fühlte ihn nicht, mit allerlei Manipulationen an dem Toten beschäftigt.

Jetzt traten die beiden Frauen herein. Die Mutter heftig weinend, einen Korb mit Blumen in der Hand. Sie trat aufschluchzend an den Sarg, küsste die Stirn des Toten, und die Blumen über ihn breitend, flüsterte sie in tiefem Schmerz: „Mein Liebling — nimm sie mit ins frühe Grab, — ich habe sie alle für Dich in meinem kleinen Treibhaus gezogen!“

Er legte, — wie er meinte, — beruhigend seinen Arm um die Mutter, — aber sie beachtete es nicht und weinte trostlos vor sich hin.

Gott, wie unnütz ihm das alles vorkam! Was wollten sie denn? Er war ja da, — er lebte ja, — warum machten sie mit dem Körper, der ihn nichts mehr anging, solch ein Wesen?

Nun aber sprach die Mutter: „Ach Meta! Meta! war das ein Entsetzen! Ich sass ruhig bei meiner Stickerei, — denn Ihr hattet mir ja verheimlicht, dass es plötzlich so schlimm mit meinem armen Arthur geworden war —“

„Ach Mamachen! er war ja doch schon lange elend — und so hoffte ich immer er könnte sich wieder erholen, wie schon öfter

— und wollte Dich nicht wieder einmal unnötig herrufen und ängstigen.“ —

„Ja! ja! — also — ich sass ruhig unter meinen Blumen — als sich plötzlich etwas über mich beugte. —

Der Arzt unterbrach: „Wie denn? — Etwas? sahen Sie Jemanden?“ —

„Nein! ich empfand es mehr — ich kann es nicht beschreiben. Aber ganz deutlich hörte ich Arthur's Stimme „Mutter“ rufen! Eine Stunde später hatte ich Deine Depesche, liebe Meta, mit der Du mir Arthur's Tod meldetest. — Er muss gerade zu der Minute gestorben sein!“

Die jüngere Frau schauderte zusammen und rief: „Mama — wie grausig — ich fürchte mich — lass uns aus diesem Zimmer gehen — es ist als ob er da wäre!“

Mit aller Kraft vermeinte der Lebendig-Tote jetzt zu rufen: „Ich bin ja da — hier bei Euch — fürchtet Euch doch nicht vor dem leblosen Ding da — das bin ich nicht! Ich lebe! hier!“ —

Aber Niemand hörte oder sah ihn — sie gingen hinaus, — und er folgte ihnen Folterqualen erduldend über seine Unfähigkeit, sich ihnen bemerklich zu machen. Den ganzen Tag dauerte diese Qual. Der Sarg, um den sie sich Alle schaarten, wurde geschlossen — fortgetragen — die Herren — Freunde von ihm — der Arzt folgten — die Frauen weinten bitterlich — ihn beachtete Niemand. —

— Nur einmal schien es ihm fast angenehm, dass sie so um seinen Tod trauerten — aber die Hauptsache war doch das schreckliche Bewusstsein, da zu sein und doch durch eine ihm unfassbare Scheidewand von ihnen und ihrem Empfinden getrennt.

Als die Nacht kam — begaben sich die Frauen früh zur Ruhe. Die Leiden und Anstrengungen der letzten Zeit hatten sie tief ermüdet.

Er bewegte sich in einem traumartigen, ihm selbst nicht ganz klaren Zustand hin und wieder — da plötzlich wurde es ihm klar, dass nun seine Frau — die vor ihm in tiefem Schlafe lag — ihn sah — hörte — verstand.

Sie war ihres Körpers ledig — wie er des seinen — nein — nicht ganz so — sie trennte sich nicht auf weite Entfernung von ihrem schlafenden Leib — sie schien über diesem zu schweben — wie er — ja — jetzt erst kam es ihm zum Bewusstsein — wie er schwebte — aber er gänzlich losgelöst von seinem einstigen Körper.

Wie eigen! sie verständigten sich — empfanden sich — doch war kein Sprechen, kein Hören dazu nötig! Jetzt fürchtete sie sich auch nicht vor ihm — wie vorhin — in dem Sterbezimmer. Jetzt schien sie seinen Zustand zu verstehen — sie bat ihn bei ihr zu bleiben — sie liebe ihn ja — aber als er sich ihr von Seele zu Seele nahen wollte — da schrack sie dennoch zurück — blitzschnell

zog sie sich in den schlafenden Körper zurück und mit einem Aufschrei erwachte die Frau! Sie richtete sich entsetzt auf, zündete Licht an und rief nach der Mutter, die im Nebenzimmer gebettet war.

Als diese erschien, rief sie angstvoll: „Ich hatte einen schrecklichen Traum — Arthur war hier — er wollte sich an mich klammern — Mama — ich will lieber drin auf Deinem Divan schlafen — ich fürchte mich sehr."

„Komm Kind! sei ruhig — nimm von diesen Tropfen — der Arzt gab sie mir — wegen meiner Hallucinationen, wie er es nannte, von neulich! — Ja, die Nerven spielen einem böse Streiche!"

Als die Frauen nun wieder unter dem Einfluss der narkotischen Tropfen entschlummert waren, konnte Arthur nicht mehr mit ihnen in Verbindung treten, die eigentümlich, wolkenartigen Gebilde, die über ihren schlafenden Leibern schwebten, schienen ohne Bewusstsein — unempfänglich für seine Nähe.

Und wie die Zeit voran schritt verlor er das Interesse an diesem einseitigen Bemühen — er hatte nichts mehr mit diesen hier gemein. Seine irdischen Angelegenheiten waren alle — wie es sich von einem so tüchtigen Menschen versteht, wohlgeordnet. — Kinder hatten die Ehegatten nicht gehabt. In den ersten Jahren war ihnen das ein grosser Schmerz.

Er, der in anderen, illegitimen Beziehungen — selbst noch nach seiner Verheiratung — damals mit der Freundin seiner Frau gerade damit so viel „Unglück" hatte — begriff nicht, wie ihm in der Ehe dieses „Glück" versagt sein konnte. Denn auch hier empfand er als „prächtiger Durchschnittsmensch" genau wie alle seinesgleichen: was illegitim ein Unglück, ja eine Schmach erschien, galt legitim als höchste Ehre, als vollkommenstes Glück. Die Aerzte konnten bei der jungen Frau keinen Grund für diese Sterilität entdecken. Die Ursache davon in anderen als körperlichen Erscheinungen zu suchen fiel ihnen nicht ein. Von einer schaffenden, dem gerechten, ausgleichenden Karma unterworfenen S e e l e hatten sie keine Ahnung.

Nun fesselte ihn demnach hier nichts mehr. Der starke Egoismus, der Grundzug seines Wesens hiess ihn sich von diesem Hause und und dessen Interessen abwenden. Aber was nun beginnen?

Er fühlte sich im weiten Raum allein. Doch ganz langsam kam ihm zum Bewusstsein, wie alles um ihn her lebte und trieb — wie er in einer Welt voll nie geahnter Wesen schwebte. Wesen, viele ganz ähnliche Dunstgestalten, wie er selbst, — entweder in stumpfsinnigem Schlafzustand oder wach, — ja wie in wahnsinniger Angst vor etwas sie ausschliesslich Beschäftigendem.

Auch sah er anderes, was keine ihm bekannte Form hatte; es schoss blitzschnell in leuchtenden Gebilden an ihm vorüber, — aber das meiste, was er sah, — nein — S e h e n war es ja nicht — und

doch, er erschaute es, mit anderen als den früher gewohnten Organen — das meiste war erschreckend — hässlich — beängstigend. — Nie war er ein Tierfreund gewesen; ja, er war ein Verteidiger der Vivisektion und Jäger. Was sollte das nun, dass alle erdenklichen Tierwesen, aber in scheusslichen, qualvollen Posen und Grimassen ihn umgaben — er meinte einen schrecklichen Traum zu träumen und wünschte diesen Schemen des Entsetzens zu entfliehen — vergebens! Sie umringten ihn enger, und ihr klägliches Geheul und Gewinsel kam ihm deutlich zum Bewusstsein.

„Bin ich wahnsinnig?“ frug er sich, — „was ist dies alles?“

Da waren ein paar Wesenheiten neben ihm — grauen — öden, trostlosen Eindruck ihm gebend, — die antworteten auf seine Fragen, ohne Stimmen, aber er verstand sie: „Du bist im niederen Astralzustand, im Kama-Loka! Bist Du schon lange tot? Du bist so wach!“

Sie warteten seine Erwiderung nicht ab, sie trieben davon.

Ihn fror bis ins Tiefste.

„Dagegen ist ja das Fegefeuer ein Paradies“, stöhnte er, — „ich will fort von diesen Scheusslichkeiten! — was habe ich getan, dass ich hier sein muss? Ich — der nur immer Gutes“ — aber da stand sie wieder vor ihm — schön, stolz, mit ihrem herrlichen, langen blonden Haar, — das war nass und schlammig, — und die Augen — ja — plötzlich erkannte er Augen, die glasig und furchtbaren Vorwurfs voll ihn anstarrten, und sie griff an ihre Brust und hob dicht zu ihm heran ein scheussliches Ungetüm, — — und das Ding sprach, ohne Stimme, doch er verstand:

„Ich — Dein Kind — ein Stück Deines Seins — aber tot — was hast Du mit meinem Leben getan — ich will zum Leben — will das von Dir geschaffene auskosten!“

„Ich auch! ich auch!“ schien es neben ihm, um ihn zu heulen, zu wimmern, zu stöhnen. „Was taten wir Dir, dass Du uns nicht bis zum vollen Leben kommen liessest?“

Ein wahnsinniges, verzweifeltes Empfinden erfüllte ihn: „Gibt es kein Entrinnen von diesem Entsetzen? — fort — fort.“ — Aber wieder vernahm er: „Nein — das muss ausgelitten sein. — Du hast diese Saat gesät — hier ist die Ernte — hier im niederen Kama-Loka!“ —

Und er wandte sich zu der blonden Frau, — sie hatte ihn einst geliebt, — sie musste Erbarmen für ihn haben.

Doch fühllos — nur mit ihrem eigenen Los beschäftigt, trieb sie davon; der durch seine Schuld begangene Selbstmord lastete schwer auf ihr, — sie hatte, wie er, die Ernte einzuheimsen, — sie allein — ohne Hilfe. Wohin er sich wandte Schrecken — Angst — Entsetzen!

Und wieder wurde es Nacht — und die Schauer des Erschauten liessen die Sehnsucht nach dem stillen Hause erstehen, wo Mutter und Gattin um ihn weinten. Blitzschnell war er dort; sie ruhten im Schlaf. Die Mutter lächelte selig, als sie den Sohn empfand — sie wollte nichts als seine Nähe, — sie sah nur den Liebling ihrer Jugend — und eine Ruhe, fast an Glück mahnend, kam über seine wunde Seele.

„Mutter! Mutter!" klagte er leise — und das halbwache Astralgebilde der Treuen freute sich seiner Liebe und erwiderte: „Ja, Kind! ja! so hast Du mich immer gerufen — ja — noch in Deiner Sterbestunde! Ach — bleibe bei mir — oder nimm mich mit Dir — — fort!" —

Doch eine Bewegung seiner schlafenden Gattin scheuchte die Astralform schnell in den Körper zurück, und er wandte sich dem zarten Wolkengebilde zu, das jetzt einzig für ihn seine Frau bedeutete: es schien aber zuerst nicht bewusstseinsfähig. Erst auf starkes Wünschen seinerseits bemerkte ihn die Seele. — Sobald aber ein volles Erkennen erfolgt war, fühlte er, wie sie sich in Entsetzen verdunkelte und dann so nahe wie möglich an den schlafenden Körper herandrängte, gleichsam ihm zu entfliehen.

Er fühlte, wie sie klar in seinem wahren Sein zu lesen vermochte, wie ihr plötzlich aller Trug, den er an ihr geübt, bewusst wurde, und er verstand, wie jetzt, wo die verbergende Körperlichkeit fehlte, sich der Charakter, alle Eigenschaften und Begierden ohne Möglichkeit des Versteckens schleierlos zeigten. Die reine, einfache Frauenseele erschauderte vor ihm und floh in den sie vor solchem Schauen bewahrenden Körper zurück.

So war auch hier seines Bleibens nicht. — Die Zeit verstrich und brachte ihm keine Rast. Jede Tat, ja, was am fürchterlichsten war, jeder Gedanke, den er gedacht, alle bösen Gelüste und Wünsche, die er in Hass oder Neid gehegt, hier wurden sie zur Form, standen lebendig und kraftvoll vor ihm, umringten, quälten ihn und rächten sich bitterlich. —

Er versank in einen Zustand tiefster Trauer und begann zu verstehen, dass alles, was er auf Erden als ganz selbstverständlich oder doch gedankenlos, weil andere es auch so machten, getan hatte, durchaus nicht so harmlos, namentlich nicht so vergänglich gewesen, wie er damals meinte, sondern für sich und andere schweren Schaden gebracht hatte, der jetzt hier, in diesem merkwürdigen Astralzustand ausgelebt werden musste.

Aber, wie er das verstand und je tiefer er es erfasste, je mehr wich es von ihm, und er begann lichtere, klarere Gestalten um sich zu bemerken. Es kam die Zeit, da zwischen jenen zurückweichenden Schreckensgebilden leuchtende, liebliche Formen auftauchten, in

denen er seine guten edlen Taten, seine liebenden und hülfreichen Gedanken erkannte. Ein grosses Glücksgefühl kam über ihn, nach dem schauerlichen Dunkel erschien Alles jetzt hell und in sonnige Flut getaucht. Freunde, die vor ihm von Erden gegangen waren, sammelten sich im gleichen Zustand wie er um ihn, helfend, ihn in den ungewohnten Umgebungen mit gütigem Verständnis zurechtweisend.

Es war ein wunderbarer Zustand! mit keinem auf Erden gekannten zu vergleichen. Denn er umfasste so ungleich mehr; — wohl waren die entsetzlichen Schreckensbilder jener ersten langen Zeit entwichen, aber es war nicht wie im irdischen Dasein, wo das hinter uns liegende sozusagen vorüber ist, ja manches Mal vergessen werden kann und nur zu Zeiten wieder lebendig wird, nein, hier war Alles gegenwärtig; kein Nacheinander schien es zu geben, Alles ein Neben- oder besser Ineinander. Es war als gäbe es wohl eine Zukunft, denn er fühlte er hatte noch anderes — noch, von den jetzigen verschiedene Zustände zu erwarten, aber Vergangenes und Gegenwärtiges unterschieden sich nicht: Zeit im irdischen Sinne war verlöscht. Und mit dieser Erweiterung des Verständnisses durchflutete ihn ein immer reineres, edleres Glücksgefühl.

Aber auch den Gebilden seiner guten Taten und Gedanken entwuchs er und trat in Sphären eines wonnigen Empfindens ein, die sich nicht mehr messen liessen mit einem je auf Erden gewohnten Vergleich. Es war alles nur Seelenfreude — so subtil und geistig, wie er nie geglaubt hatte die zweite Welt könne irgendwo und irgendwie ähnliches bergen. Jetzt sah und fühlte er Alles: wollte er mit den Seelen seiner Lieben auf Erden verkehren — hier vermochte er es mit lichtgleicher Schnelle; freilich — Verkehr im irdischen Sinne war das nicht — es war ein Sichverstehen ohne Verstandesorgane, es war alles so leicht, so subtil, so wonnevoll klar. Jetzt schauderte keine der ihm noch lieben Wesenheiten mehr vor ihm zurück; er fühlte es, all den Schmutz — den irdischen Wust hatte er hinter sich, — was er jetzt war, dem haftete nichts von allem „Einstigen" an. Sein Devachan war erreicht: ein ruhevolles Ausleben des letzten auf Erden vollendeten Daseins.

Da kam ein Neues wunderbar Scheinendes hinzu: wie aus fernen Weiten unendlicher Zeit sah er sich selbst in andern Gestaltungen manigfaltig und doch immer er. Er begriff — alle diese Formen waren abfallendes Einkleiden des einen wirklichen Selbst: zuerst dieser Tiermensch mit kaum aufdämmernder Vernunft — hätte man in seiner letzten Verkörperung dem braven Durchschnittsmenschen Arthur dieses affenartige Scheusal gezeigt und ihn versichert, das sei er gewesen, — dem Zeigenden wäre er schön gekommen! Aber jetzt hier wusste er es genau, und staunte nicht einmal darüber.

Er durcheilte eine ganze lange Reihe aller möglichen Verkörperungen, stets in einem gewissen aufsteigenden Fortschritt und doch sich eine aus der anderen entwickelnd; jede dieser Erfahrungen in neuem Dasein benutzend und erwartend. Er sah nach und nach ganz klar in alle diese Leben hinein, obgleich er als „Leben“ nur das erkannte, was jetzt war, die anderen waren Form- oder Fleischwerdungen, aber nicht wahrhaftes „Leben.“ Er begriff das grosse Gesetz von Ursache und Wirkung; die Kraft, die von einer Inkarnation zur andern führte. Kein Glied derselben, das nicht richtig in das nächste eingriff, keine Handlung, keine Gedankentat, die nicht ihre Folge in der nächsten Verkörperung aufwies; teils als Eigenschaft, teils als Schicksal Verwertung fand. „Karma“ nannten es die Geister um ihn her.

Und dann kam die Zeit im irdischen Sinne gesprochen, wo er einsah auch dieser reine, geistige Glückszustand war für ihn nicht das Ende; — nicht in alle Ewigkeit, — wie man es ihn auf Erden gelehrt hatte, dauerte dieser Himmel.

Er erschauerte; denn er begriff, ein neues Erdendasein würde diesem devachanischen folgen, und da müsste abermals abgebüsst werden, was das letzte Mal verfehlt worden. Und die im Beginn seines ausserirdischen Lebens erschauten Schreckgestalten des Kama Loka schwebten ihm vor. Er fürchtete das „Ausleben“ dieser seiner Untaten, fürchtete sie und wusste doch genau, dass er ihren Folgen nicht entrinnen könne.

Und wieder über eine Weile kam der Wille zum Leben, zum irdischen Dasein mit zwingender Gewalt zum Erwachen. Er verlor das Interesse an dem glücklichen Zustand des Devachan.

Er stieg wieder tiefer in die Materie hinab. An seiner letztvergangenen Inkarnation hatte er jede Teilnahme verloren; neue Wünsche tauchten mit dem Willen zum Leben in ihm auf — aber auch das Bewusstsein, dass zuerst sich auswirken müsse, was er verursacht hatte.

Durch sein damaliges, nur materiellen Interessen geweihtes Leben hatte er keine verfeinerte Daseinsform geschaffen; er musste seine Umgebung dieses Mal bei Menschen wählen, die noch tiefer im rein Animalen steckten als seine letzten Verwandten und Freunde. Er befand sich wieder in der Welt des Kama Loka, und seine Taten und Gedanken hefteten sich ihm als Eigenschaften und künftige Lebensnotwendigkeiten an.

Wohin musste er sich also behaftet wenden?

Nichts schönes sah er vor sich.

In niedere Verhältnisse, ohne Verfeinerung, ohne höhere Anschauungen, sah er sich hineingedrängt.

Es ward ihm vieles klar, was er in Torheit verfehlt hatte: der

Gott, den man ihn in seiner letzten Kindheit gelehrt hatte zu verehren, den er im Jünglings- und Mannesalter aus Bequemlichkeitsrücksichten abgetan hatte, den konnte er auch jetzt nicht erkennen.

Nichts in der langen Zeit zwischen Tod und Geburt, in all den verschiedenen Zuständen, die er durchgemacht hatte, konnte ihm diesen Gott, der alles leitete und sich in alles mischte, je nachdem man viel oder weniger zu ihm betete, beweisen. — Einen anderen höheren Gottesbegriff zu fassen aber fehlte ihm die „geistige" Entwicklung, und es ward ihm bewusst, dass er doch noch besser getan hätte, sich an den seiner Zeit und den herrschenden Verhältnissen angepassten Gott und dessen Gebote zu halten, als in überhebendem Dünkel mit seiner schwachen Intelligenz, die über das Alltägliche nicht hinaussah, Alles zu leugnen, was seine groben Sinne nicht zu fassen im Stande waren. Freilich es war bequemer so zu tun: — da folgte man jeder Regung seiner tierischen Natur, ohne einer höheren Gewalt Rechenschaft zu geben und brüstete sich vor Gleichgesinnten noch mit seiner grossen Intelligenz!

Das eigene Gewissen hatte man gelernt zu übertäuben und als einen alten überwundenen Aberglauben zu verlachen.

Aber jetzt erkannte er es, als einen feinen Gradmesser der Seele: jetzt wusste er, gerade dieses Gewissen war noch das beste, das einzige, was in seiner stark animalen Natur die höhere Welt vertrat.

Die Materie um ihn her verdichtete sich: er stand kurz vor seiner Wiedergeburt. Und gegen sein Wünschen, gezwungen von dem ehernen Karmagesetz erschaute er in kurzem vorgeburtlichem Wissen abscheuliche Verhältnisse:

Da war ein Mann — roh, fast immer in einem Rausch von Branntwein und Bier, und er erkannte: das war ein Feind aus längst verflossenen Daseinsepisoden, noch aus einer wilden, unzivilisierten Weltepoche, der sollte jetzt sein Vater sein. Und die Mutter? Er schauderte: das war ja sie, die blonde Geliebte seines letzten Lebens, die er durch seine Schuld in den Tod, in jenen tiefen, stillen Alpensee, der kein Opfer freigibt, getrieben hatte!

Das waren die ihm zugeteilten Nächsten!

Und kein Entrinnen! Aber kurz, ganz kurz nur war das Zusammensein mit ihnen bemessen, das war ein Trost, obgleich er nicht klar den Grund dieser schnellen Trennung zu erkennen vermochte. Nun gehörte er seelisch schon zu ihnen, denn sein embryonales Leben hatte begonnen.

Was er da sah, war hässlich und widerlich. Brutale Auftritte zwischen dem grobsinnlichen Manne und der meist apathischen Frau, die krank und schwächlicher Natur schien. —

Seine Seele erkannte, dass die ihre in dem siechen Körper wie in einem Gefängnis gehalten war, ihre einst feine Intelligenz

war zu einem Gehirn verurteilt, das nicht gebrauchstüchtig für die einst erworbenen Fähigkeiten, die nun für diese Inkarnation, fast wie bei einem Blödsinnigen brach lagen, und wo jene seltenen Momente, in denen die Seele das schwere Dämmern des Gehirns durchbrechen konnte, zu den traurigsten der armen Frau gehörten, weil dann eine Sehnsucht in ihr erwachte nach Höherem — nach Licht und geistiger Freiheit, die in den gegebenen Verhältnissen Qual und unerträgliches Leid bedeuteten.

Und er lernte dieses arme Weib, seine diesmalige Mutter lieben und tief bedauern, er schauderte vor dem Karma, das er zu schaffen beigetragen, und begann es als Glück zu empfinden, es jetzt mit ihr ausleben zu dürfen.

Diese ihm einst unbekannten edleren Gefühle hatte er sich nun erworben, und sie machten ihn zufriedener und liessen ihn ruhiger in das zu erwartende Los blicken.

Diese Liebe jedoch wurde von der jungen Frau nicht geteilt. Die Unglückliche, die damals der Schande einer unehelichen Mutterschaft durch Selbstmord entgehen wollte, hatte ihr Geschick an dem Punkt wieder aufnehmen müssen, wo sie damals hoffte, ihm auf immer zu entrinnen; sie war von dem Manne verführt worden, der sie dann im letzten Moment „als anständig denkender Mensch" geheiratet hatte, den sie nicht liebte, dessen Beute sie nur aus der ihr noch innewohnenden Sinnlichkeit geworden war; sie hatte die Schmach der ausserehelichen Schwangerschaft durchgekostet, hatte den rohen Menschen, der ihr täglich ihre „Leichtfertigkeit vorwarf, der sie, als er arbeits- und brodlos geworden, brutal misshandelte, verabscheuen gelernt, und diese Abscheu vor dem Vater hatte auch die Liebe zu dem Kinde, das sie trug, getötet. —

So erwartete sie missmutig seine Geburt, — und als ganz kurze Zeit vorher noch der Mann im Rausch heimkehrend der Armen eine der schrecklichsten Szenen machte, Geld von ihr verlangend, — von ihr, die sie selbst meist einsam hungerte, versank sie in eine schwermütige Stumpfheit, aus der sie nichts mehr herausreissen konnte.

Er fühlte, wie sein kleiner, ungeborener Körper täglich elender und kümmerlicher wurde, denn die Mutter führte sich selbst und also auch ihm nur die allernötigste Nahrung zu.

Es kam die Stunde, wo er zur Welt kommen musste. Eine finstere, kalte Nacht, — eine fast leere, kalte, von einer elenden Leuchte kaum erhellte Stube, in der das Weib sich ächzend unter den Wehen krümmte, der Mann fühllos und ungeduldig allein neben ihr stehend, sie in der rohesten Weise beschuldigend an ihrem beiderseitigen Elend schuld zu sein.

„Warst ja so fein und tatest so nobel, was hast Du meinem viehischen Bedürfnis nachgegeben, hätt's nicht getan, wären wir jetzt

nicht so weit! Der elende Bankert hat uns nur noch gefehlt! Und wer muss es ausbaden — ich. — Aber ich mag nicht! — Ich will nicht auch noch das bisschen, was ich verdiene, entbehren müssen! Hol's der Kuckuck! Das Kind mitsamt.“ —

* * *

Der Mann hatte sich in masslosen Zorn hineingeredet. — Da ertönte das erste Leidensgewimmer des Neugeborenen, — fast zugleich mit dem Erlösungsschrei der Mutter, die ihre letzte Kraft in der furchtbaren Arbeit der Mutterschaft hingegeben hatte, — noch raffte sie sich zusammen, sah müden, irren Blickes auf das elende, wachsbleiche, kaum atmende Geschöpf da vor sich, nahm es auf und wollte sich selbst von ihm befreien, als ein vor Wut Schäumender sich auf Mutter und Kind stürzte, das Kind wegriss und, als er den jammervollen Zustand des Kleinen erkannt hatte, mit beiden gewaltigen Händen den dünnen Hals umklammerte, zudrückte — und die Seele, die eben noch furchtbar unter der Notwendigkeit des Sicheinzwängens in den winzigen Körper gelitten hatte, war wieder frei.

Schaudernd und zitternd wollte Er sich abwenden von dieser Stätte des Grauens, — da bemerkte Er, wie auch die andere Seele frei und erlöst den blutenden Frauenkörper verlassen hatte und wie im Taumel — ohne Bewusstsein — dahinschwebte.

Teilnahmsvoll versuchte Er sich ihr zu nahen, aber die Empfindung überkam ihn: keine Gemeinschaft bestand mehr zwischen ihnen beiden: sie hatten das Karma, das sie aneinander geschmiedet, ausgelebt — ausgelitten! —

Neue Aufgaben harrten ihrer, in denen sie sich nicht mehr begegnen würden. So kehrte er sich ab von dieser noch bewusstlosen Wesenheit mit einem Glücksgefühl, dass er sein Schreckens-Karma nun ausgewirkt, die einst geschaffene Schuld abgebüsst habe — und jetzt zu edleren Zielen, zu einer höheren Entwicklung hinstreben — den alten Schmutz aus Egoismus und Lüge geboren — weit hinter sich lassen durfte.

* * *

Schnell vermochte er das niedere, schreckenerfüllte Kama-Loka zu durchschweben, — die leuchtenden, lieblichen Gebilde schöner Zustände begrüssten ihn, und wie in Sonnenäther gebadet empfand er Freude und Lust zu neuem, der Menschheit nutzbringendem Leben.

*Helene von Schewitsch.*

## Gott!

In einem Artikel über „Ernst Haeckel's „Lebenswunder" von Julius Hart heisst es:

„Das Ziel, nach dem wir schauen, ist nur das eine: Wie verständigen wir uns? Statt zu fragen: Was ist die Wahrheit? Was ist Gott? Woher kommt das Leben? Wie ist die Welt entstanden? müssen wir erst das Problem lösen, wie wir uns gegenseitig zu verstehen vermögen."

(Auch Christus sagt: „Niemand hat Gott je gesehen!" — Christus wusste also von Gott auch nicht mehr als wir. — Er sagte nach Wolfgang Kirchbach, in dem berühmten Weltwunsch der Menschheit, welchen man das „Vaterunser" nennt, nicht: „Vater unser, der Du bist im Himmel", sondern er sagt wörtlich: (Matth. 6, 9:) „Vater unser im All", Vater unser in den Himmeln. Dieser Gott ist also nicht ausserhalb der Welt gedacht. Mit andern Worten: Gott ist immanent im Weltganzen, nicht draussen, nicht darüber oder wie sonst kindlich-heidnische Vorstellnngen ihn denken mögen.)

Weiter heisst es bei Hart:

„Proteusartig bewegt sich das Problem uns zwischen den Händen und zeigt immer ein anderes Aussehen, und wie die Begriffe Materialismus, Dogmatismus und Dualismus keine sich widersprechenden Begriffe sind, so besteht zwischen den Haeckel'schen, Kantischen und theologischen Anschauungen überhaupt kein fundamentaler Gegensatz; sondern aus allen diesen Kämpfen tönt ein: „Wir glauben Alle an einen Gott" hervor, und über ihren verschiedenen Meinungen steht eine Urüberzeugung, in der sie gleichmässig übereinstimmen." . . . .

„Alles Dichten und Trachten ging immer darauf aus, das Absolute, dieses Einzig-Ureine zu erkennen und zu fassen — aber es erwies sich stets als das ganz und gar Unerkennliche und Unfassbare, da unsere menschliche Erfahrungswelt uns lauter Mannigfaltigkeiten, Verschiedenheiten, Zwiespältigkeiten und Widerspruch aufweist. Es existiert notwendig, sagt die Theologie. Es ist Gott. Aber das Wesen Gottes ist ein grosses Geheimnis und für mich unbegreiflich. Es existiert notwendig, sagt Kant. Es ist transcendent. Der menschlichen Erkenntnis verschliesst es sich ein für allemal.

Es existiert notwendig und ist wirklich, sagt Haeckel. Aber in dieser unserer gegenwärtigen Wirklichkeit kann ich es Dir nicht zeigen, und ich kann es Dir nicht vormachen."

Wenn nun Kant der Ansicht ist, dass sich das Wesen Gottes ewig unserer Erkenntnis verschliessen wird, und auch Du Bois Reymond sein „Ignoramus et ignorabimus" sprach, so bin ich doch der Ansicht des Botanikers Nägeli, der sagte: „Wir wissen und wir werden wissen!" — denn ein ewiges Nichtwissen wäre Stillstand, Ruhe, Tod, und in der Welt gibt es keinen Stillstand, sondern „Alles fliesst!" also wird auch unser Blick sich mehr und mehr weiten, und das früher Unfassbare wird uns nach und nach fassbarer werden. —

Es ist nicht nur Sache der Berufsgelehrten, nach dem Gott zu suchen, sondern Jeder ist dazu berufen nach dem Urgrund seiner eigenen Existenz, nach seinen Schöpfer zu suchen, und so darf ich wohl sagen, dass ich bereits als Knabe mich auf der Suche nach Gott befunden habe, besonders aber dann, wenn ich vor Not und Tod, Unglück und Herzeleid rätselnd gestanden habe. — Ich bin während dieses Suchens Jüngling, Mann und Greis geworden und als letzterer suche ich noch eifriger denn je nach dem Höchsten Wesen, und bin der Ansicht geworden: je mehr man sich mit Naturstudien befasst, je mehr wird man überzeugt, dass es einen Gott gibt, aber auch um so mehr zeigt sich noch die Tatsache, dass Alles, was Gott durch die Natur hervorbringt, von Höchster Einfachheit ist. — Die Natur weiss mit den denkbar einfachsten Mitteln die denkbar höchsten Zwecke und Ziele zu erreichen, — sodass ich sagen kann:

„Die Einfachheit ist die Weisheit der Natur!"

Will man daher ein Natur-Problem lösen, irgend einem Natur-Rätsel nachspüren, so muss man nicht auf dem kompliziertesten, sondern auf dem einfachsten Wege suchen. — Hart's sagen auch: „Alle Religionslehrer sagten die tiefsten Wahrheiten mit den schlichtesten Worten." —

Wenn Newton nun gesagt haben soll, an seinem Daumen habe er erkannt, dass es einen Gott gibt, so darf ich von mir sagen: am Bau der Schwungfeder eines Vogels habe ich erkannt, dass es eine hohe schaffende Intelligenz, einen Gott gibt, ja noch mehr: die Richtigkeit der Lehren der Theologie, dass Gott allgegenwärtig ist, glaube ich durch diese Schwungfeder, und dass er allgütig wie ein Vater ist, glaube ich dadurch naturwissenschaftlich beweisen zu können, dass er allen Nervenwesen durch das Nervensystem gefühlsgemäss vorgeschrieben hat, einen Lebensweg zu gehen, auf dem keinerlei Schmerz und Leid liegt; — wie es aber nur ein Vater seinen lieben Kindern wünschen kann. —

Bevor ich näher auf diese Beweise eingehe, schicke ich voraus, dass ich mich nicht darum kümmere, wo die Eigenschaften der Feder oder unseres Nervensystems hergekommen, ob sie durch Entwickelung, Vererbung, Zuchtwahl, Anpassung oder sonstwie entstanden sind, sondern ich habe diese Eigenschaften vorgefunden, sie waren also da, und deshalb musste einfach unbefangen mit ihnen gerechnet werden. Im Uebrigen fiel doch auch in dieser Entwickelung ohne Gottes Wille vorläufig so wie so kein Haar zur Erde, obwohl ich an eine Zeit glaube, von der aus jeder Mensch sein Leben mehr als heute in der Hand haben wird. — Ich will also sagen: Entwickelung, Anpassung, Vererbung u. s. w. kann nicht von selbst, ohne einen höheren Willen vor sich gehen. —

Nun zur Schwungfeder. — Nach Goethe ist es Jedem eingeboren, dass sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt, aber trotz dieser langen Sehnsucht des Menschen, fliegen zu können, und trotz zahlreicher Versuche, schwebend nach Willkür die Lüfte durcheilen zu können, hat die Technik das Flugproblem, selbst nicht mit Hebeln und Schrauben, zu lösen vermocht. — Und wie spielend löst die Natur dieses mechanische Wunder im kreisenden, mühelosen Segelflug der schwersten Vögel! — Ein Storch, ein Raubvogel schwebt oft 15 bis 20 Minuten lang im Kreise herum ohne einen Flügelschlag zu tun. — Was mag den schweren Vogel, der nicht einmal mit seinen Fittigen arbeitet, so lange rastlos und mit gleichmässiger Schnelle herumtreiben? Steht nicht jeder Wagen still, wenn man ihn nicht mit entsprechenden Kräften vorwärts treibt? —

Die mechanische Ursache dieser rätselhaften mechanischen Schwebebewegung hat den Fachgelehrten viel Kopfzerbrechen verursacht, sodass noch vor wenigen Jahren die merkwürdigsten Erklärungen dafür veröffentlicht wurden, doch „was kein Verstand der Verständigen sieht, das übet in Einfalt ein kindlich Gemüt", und seit Jahrhunderten sagt es eine Bauersfrau der andern: „Verstutze deinen Hühnern die Flügelspitzen, wenn sie nicht über Nachbars Zaun fliegen sollen!"

In der richtigen elastischen Durchbiegung der Flügelspitzen liegt die Möglichkeit des Vogelfluges.

Diese technisch richtige Durchbiegung der Federfahne der Schwungfedern geht dann vor sich, wenn der Vogel sich in die Flügel hängt und seine Flügel als Fallschirm benutzt, denn dann drückt die Schwere des Vogels auf die Flügel, und die Flügel drücken auf die Luftmasse, die sich unter ihnen befindet, und so entsteht unter den Schwungfedern eine schräg nach vorngeneigte Segelfläche, welche im Sinken des Vogels nach vorn wirkt. — Sobald der Vogel nun mit den Flügeln schägt, vergrössert sich dieser sogenannte „positive" Flugwinkel in dem Masse wie das Tier Schlag-Energie aufwendet,

sodass ein solcher Flügelschlag in den fünf Schwungfederspitzen, einem Teile einer Schrauben-Umdrehung gleicht, welche sich nach vorwärts bewegt, und daher wirkt der Flügelschlag mehr vorwärts als aufwärts. —

Sobald dieser „positive" Flugwinkel sich durch irgend eine Störung der Flügelspitzenflächen nicht bilden kann, dann nützt die beste Flügelarbeit nichts, dann kann das Tier nicht fliegen.

Der „positive" Flugwinkel mag viel grösser sich bilden (vielleicht durch Erschlaffung der Federn) als nötig ist, das schadet nicht viel, dann fliegt das Tier doch, aber wenn der Winkel nicht erreicht wird, und wenn nur die Breite eines Haares an der notwendigen Grösse des „positiven" Flugwinkels fehlt, dann ist alle Fluganstrengung rein vergebens. —

Die Bauerfrauen schneiden nun die äussersten Flügelflächen durch welche die treibenden Flugwinkel gebildet werden, den Hühnern einfach ab und haben den Tieren dann das Flugvermögen genommen. —

Mein Nachbar brachte mir zur Zeit des Flüggewerdens der jungen Schwalben, in kurzer Zeit zwei dieser hübschen Tierchen, die auch nicht einen Schritt weit fortzufliegen vermochten, trotzdem sie hochgeworfen wurden und alles Mögliche mit ihnen angestellt wurde um sie zum Fliegen zu bringen. Ich sah nun, dass die Schwungfederspitzen in ihren Flächen zerstört und eingeringelt waren, indem diese Tierchen bei ihrem Grösserwerden keinen Raum mehr alle in dem kleinen Neste haben und sich dann hinten an der Wand die Flügelspitzen verstossen. Ich reckte die zarten Federkiele wieder gerade, glättete mit Speichel die kleinen Federfahnen wieder zu Flächen und kaum war dies geschehen, flog jedes gewandt schräg aufwärts davon, denn nun erst konnte sich der „positive" Flugwinkel bilden. Beim Bau dieser Federn kommt es also auf eine geringe Kleinigkeit an, wenn der Flug nicht in Frage gestellt sein soll.

Schneidet man nun eine solche Schwungfeder quer durch, so sieht man, dass sie aus lauter kleinen Bausteinchen besteht, von denen jeder fest an den andern gefügt ist, wie Steine zu einem Gebäude, in welchem die Baumeister alles vorher berechnet, abgemessen und eingewinkelt, jedem Fenster, jedem Erker, jeder Tür ihre Plätze angewiesen haben. Und wenn die Steine nun nicht richtig nach Zeichnung und Mass aneinandergefügt werden, dann sitzt weder Fenster, Tür und Erker richtig, — und genau so ist es nun beim Bau der Schwungfeder! — eine einzige kleine Störung im Bau dieser Feder, eine einzige kleine Andersgruppierung des Baumaterials der Feder kann den ganzen Flug illusorisch machen! —

Wer sagt nun den kleinen, winzigen Bausteinchen der Feder,

dass sie sich genau so lagern müssen, wie sie sich lagern, und nicht einen Deut anders? —

Das ist die Frage, die ich mir vorgelegt habe. —

Welche gewaltige Summe von Zellen verbaut die Natur in den Wäldern, Gräsern, Blumen, Haaren, Finger- und Fussnägeln, den Flossen der Fische u. s. w., aber beim Bau all dieser Körper kommt es absolut auf keine mathematisch genaue Lage dieser Bausteinchen zu einander an. Ob ein Blatt, ein Ast, ein Grashalm, ein Haar u. s. w. etwas dicker oder dünner, kürzer oder länger, oder anderswinkliger als andere sind, das ist ganz und gar gleich, aber die Schwungfeder verlangt einen mathematisch-maschinellen, fachtechnisch-ingeniösen Bau, — und hier kommt es auf ein minutiös genaues Abwägen aller mechanisch-physikalischen Eigenschaften des Flugkörpers, der Feder und der Luftmasse und Verständnis für die Flugmechanik an; — mithin muss eine hohe mechanische Intelligenz ihre Hand an das kleine wunderbare Bauwerk legen. —

Es ist deshalb nur zweierlei möglich; entweder muss schon in jedem Atom das Verständnis für den Bau und Zweck des Ganzen schlummern, damit sich jedes sachgemäss dem Ganzen einordnen und ihm dienen kann, oder Gott legt seine weise Hand selbst an jedes Atom und fügt es sachgemäss so ein, dass die Maschine brauchbar wird. —

Wenn ich nun annehmen wollte, dass schon in jedem Atom der Feder die Generalidee des zweckentsprechenden Baues der ganzen Feder ruhe, so stosse ich da wieder auf die Frage: „Wie kann schon in solch einem Atomchen das Verständnis für ein maschinelles Werkzeug stecken, das so viele gelehrte Techniker noch nicht einmal erfasst haben?“ und so ist wohl das Richtige das, anzunehmen, dass Gott selbst allgegenwärtig ist und seine eigene hehre Hand an jedes Bausteinchen legt, um es sachgemäss dem Ganzen einzufügen. — Und so halte ich diese meine Wahrnehmungen an der Schwungfeder, einer natürlichen Flugmaschine von ingeniöser Einfachheit und Wirkung, die noch von keinem Gebild der Menschenhand übertroffen ist, für einen naturwissenschaftlichen Beweis, dass es eine hochintelligente Schöpferkraft gibt, die zugleich allgegenwärtig ist. —

Wenn Gott aber in der Feder lebt und webt, dann wirkt er auch in jedem andern Körper, also auch in uns, und unsere Höherentwickelung wird darin bestehen, dass die Höchstentwickelten am meisten von dem Gotte in ihrer Brust pulsieren fühlen und die Wahrnehmung machen, dass dieses Gottgefühl immer mehr zunimmt. —

Und worin liegt nun der naturwissenschaftliche Beweis, dass Gott allgütig ist? —

Schon als Knabe habe ich mir bei dem Herzeleid an den Sterbebetten, Särgen und Gräbern meiner Lieben die Frage vorgelegt:

„Warum muss nur der Mensch, der Schöpfung Krone, schon seit biblischen Zeiten mit 70, wenn es hoch kommt 80 Jahren sterben, während uns doch gelehrt wird, dass es Bäume in Californien gibt, die schon 5000 Jahre leben, und dass die Schildkröte von den Chinesen „Die Tausendjährige" genannt wird?" -

Und da habe ich mir gesagt, dass wir hier vor einem naturgesetzlichen Widersinn stehen müssten, denn an solch einem Leid ohne Ende unter uns Menschen, wo der Tränen gar kein Ende ist, könne doch unmöglich ein Gott, sondern nur ein Teufel seine Freude haben, und ich habe mich gewundert, dass es in dieser Welt voll Herzeleid und Weh noch Menschen gibt, die singen und lachen können. —

Ich lief hin und her und fragte nach dem Zwecke eines solchen Daseins, aber wo ich auch Rats zu suchen wähnte, niemand konnte mich bescheiden. — Da verfiel ich darauf, dass mich Gott doch unmöglich in die Welt hinausgestossen haben könne, ohne mir zu sagen, was ich hier zu tun und zu lassen habe, und er müsse mich doch so gestellt haben, dass ich mit diesem Leben auch zufrieden bin, da es andernfalls für mich doch gar keinen vernünftigen Zweck habe? —

Und nun suchte ich an und in mir nach Zeichen, die mir als Führer und Berater von Gott gegeben sein könnten, und so fand ich endlich, dass uns Gott durch die uns mitgegebenen Sinne und Instinkte in der denkbar einfachsten Weise sagt, wie wir unsern Lebensweg zu gehen, und was wir zu tun und zu lassen haben. —

Wir haben fünf Sinne, die uns als Fühlhörner die Wahrnehmungen aus unserer Umgebung zuführen, doch kann auf jeden dieser Sinne hier nicht eingegangen werden, denn wir haben es hier nur mit dem Gefühlssinn allein zu tun, da dieser den Weg bestimmt, den wir durchs Leben zu gehen haben. — Gott legte zweierlei Gefühlsreize in unser Nervensystem, die sich gegenüberstehen, und zwar setzte er auf manche unserer Handlungen Schmerz, und auf wieder andere: Lust. — Der Schmerz ist ein un-angenehmer, die Lust ein angenehmer Nervenreiz; — warum mag wohl diese Differenz in den Gefühlen eingeführt und nicht ein einziger Reiz auf alle Handlungen gesetzt sein? —

Mit dieser Frage treffen wir nun auf den wichtigen Punkt, den kein alter Philosoph bisher so erörtert hat — selbst Haeckel in seinen „Lebenswundern" nicht, — dass er allgemein aufgegriffen wäre, denn sonst stände es anders mit der Welt, weil in der Beantwortung dieser Frage unsere Erlösung von allen Zweifeln liegt. — Denn durch diese Reizdifferenz bei unseren Handlungen trennt Gott unsere Handlungen in zwei scharfe Teile, und zwar in solche, welche uns schädlich, und in solche, welche uns nützlich sind. — Ein Kind, sogar jedes Tier, würde uns nun sagen können, dass diejenigen

Handlungen schädlich für uns sein müssen, auf welche Gott Schmerzen gesetzt hat, und dass diejenigen zu unserm Besten sein müssen, die uns wohlgefallen. — Mit welcher Deutlichkeit Gott diese Sprache zu uns spricht, zeigt sich an Tieren besser wie an Menschen, die sich so oft Mühen, Sorgen, Arbeit, Plage und Schmerzen in Hülle und Fülle aufbürden, während ein Tier sich freiwillig auch nicht die geringste Mühe aufhalst. — Ich sah einst einen Fuchs langsam ein Dorf verlassen, da trat er quer vor einen Graben, über den ein kleiner Sprung ihn hinweggebracht hätte; doch bevor er zum Sprung ansetzte, sah er sich rechts und links um, gewahrte etwa 10 Schritte seitwärts einen Steg, der über den Graben führte und nun sprang er nicht über den Graben, sondern ging ruhig über den Steg. —

Es ist also als widersinnig zu betrachten, wenn Gott uns die Möglichkeit, Schmerz un-angenehm fühlen zu können, nur deshalb gegeben haben sollte, damit wir recht oft Schmerzliches aufsuchen sollten; nein, das Gegenteil ist der Fall; — der Schöpfer will also, dass es seinen sämtlichen Nerven-Geschöpfen nur gut ergehen soll, und dies halte ich für einen naturwissenschaftlichen Beweis von der grossen Güte Gottes, — und nicht nur die Theologie führt den Beweis vom Dasein und der Vatergüte Gottes, sondern ich glaube, dass sich die Allgegenwart und Güte Gottes auch naturwissenschaftlich nachweisen lässt. — Ich will hiermit einen Beitrag zum Wesen Gottes geliefert haben. —

Unserm Nervengefühle nach kann der Kampf ums Dasein unmöglich eine Schöpfung des Schöpfers, sondern muss eine Schöpfung der Geschöpfe sein, der, einmal entbrannt, nun auch bis zu Vernichtung derjenigen Tiere ausgekämpft werden muss, die dem Menschen das eigene Dasein erschweren; der Kampf ums Dasein unter den Menschen selbst kann nur durch fortschreitende Erkenntnis beseitigt werden und wird sicher beseitigt, denn auch hier bleiben wir nicht stehen. —

Ich habe mir aber schon oft die Frage vorgelegt:

„Wie würde es heute in der Welt aussehen, wenn Kant die Frage beantwortet hätte: Welche Handlungen soll der Mensch gefühlsgemäss begehen, und welche soll er unterlassen, und was sagen unsere Instinktgefühle über ewige Geburt und ewigen Tod des Individuums der Gattung: Mensch?“ —

*Carl Buttenstedt.*

## Zwei Häuser.

### (Kapitel VI.)

Während der nächsten Tage erwähnte Vanoni ihren Zwist nicht wieder. Er war sehr aufmerksam zu Jessamy, sagte ihr, sie sähe bleich und krank aus und fuhr mit ihr den Fluss hinunter bis Maidenhood und Bray. Er mietete ein Boot nud liess sie rudern. Er fürchtete doch, dass er das Mädchen verletzt habe, und sie könne sich gegen seine Autorität auflehnen und ihren Erwerb von nun an für sich selbst suchen, und wenn sie es täte, könnte er es nicht hindern, das wusste er. Er wusste auch, dass er mit der Furcht eines überreizten und sensitiven Nervensystems gespielt hatte, dass Jessamy das erkennen und sein Joch abwerfen konnte; daher war er liebenswürdig mit ihr und versuchte sie über den Verlust ihres Astral-Sehens zu beruhigen. Ihre Fähigkeiten kamen nicht wieder; sie hielt ihr Versprechen und kranken Herzens wob sie ein Netz von Falschheit im Hause Lady Thurston's; sie schilderte ein phantastisches Gemälde, welches sofort von einer anwesenden Dame als eine Scene aus ihrem eignen Leben anerkannt wurde, und dann lief sie wie betäubt heim, um sich in den Schlaf zu weinen; dann wurde sie sorglos; es war ihr gleich wie sehr sie sich durch Unwahrheiten erniedrigte. Sie fing schliesslich an ein verzweifeltes Vergnügen an der eignen Fähigkeit für Erfindungen zu entdecken, ein elender Stolz, und wenn sie je zögerte, so genügte Vanonis Andeutung sie unter die Gewalt Mrs. Ardens zurück zu bringen, um sie lebend und flehend zu seinen Füssen nieder zu zwingen.

Gegen den Schluss der Londoner Season sass sie eines Tages verdrossen in ihrem Zimmer und durchblätterte Zeitungen. Auf dem inneren Bogen standen einige Bücherrezensionen und sie begann zu lesen. Es war eine Zeitung, die ihrer mitleidslosen Kritiken wegen bekannt war; daher erstaunte sie auf der ersten Hälfte einer Columne das unbeschränkte Lob eines unbekannten Autors zu lesen. Das besprochene Buch war eine Sammlung von Gedichten, von denen einige angeführt waren und Jessamy las, und das Blatt entfiel ihren Händen.

„Jetzt endlich hat er sie gezwungen ihn anzuhören," sagte sie laut, „O, Carol, wie froh bin ich."

Sie hatte selten an Carol Rowe gedacht, aber nun verfiel sie in ein Sinnen an ihren Freund aus den Tagen von Red Cross Court. Carol hatte sie vergessen und auch sie ihn in gewissem Grade. Sie las alle Auszüge und die begeisterten Hymnen an den neuen Dichter; dann schickte sie nach dem Buch und las darin ununterbrochen bis zum späten Nachmittag.

Da waren die Gedichte, die er ihr in seiner kalten, dürftigen Stube vorgelesen hatte; er, ein bleicher, hungrig aussehender Bursche mit gierig leuchtenden Augen, in schäbigen Kleidern und ausgetretenen Schuhen; sie, ein kleines in Lumpen gehülltes Mädchen zu seinen Füssen zusammengekauert. Sie kannte die liebliche Weise, das Spontane aller seiner Verse; aber da waren zwei Gedichte, die sie nicht kannte, und es war ihr, als sprächen sie mit kräftigerer Stimme; die Ruhe eines abgeschlossenen, reifen Friedens sprachen aus ihnen, und sie tönten wie die Stimme eines Propheten auf einem geistigen Patmos, und sprachen von unerklärlichen Dingen. Sie erfüllten sie mit unbestimmten Erinnerungen, den Gedanken an eine verlorene Kraft, ein verlorenes Schauen, wonach sie tastete.

„Warum veröffentlichte Carol seine Gedichte anonym? Jetzt würde sein Name sicher bekannt werden."

Sie erhob sich, legte das Buch weg und kleidete sich an; sie wollte zum Hause Lady Thurstons fahren, die sie aufs Herzlichste aufgenommen hatte.

Sie hatte die Dame in ihrem früheren Leben gekannt, und sie unter ihren jetzigen Verhältnissen zu sehen verursachte ihr eine Art sorgloser, gläubiger und halb hysterischer Freude.

Vanoni suchte sie auf und die soi-disant Bruder und Schwester fuhren gemeinsam zu ihr. Es waren nur wenig Leute bei Lady Thurston, und als Jessamy eintrat wurde sie sich einer ungewöhnlichen Erregung bewusst, sie hatte das Gefühl eines leichten elektrischen Schlages, wie sie es nie vorher empfunden hatte, ausser damals, als Vasarhély seine Hand auf ihren Arm legte. War Vasarhély hier? Sie sah sich um und konnte ihn nicht sehen, aber sie hörte seinen Namen von Lady Thurston aussprechen.

„Ein ganz aussergewöhnlicher, höchst interessanter Mensch", sagte sie etwas schwärmerisch. „Er ist verreist und hat eine herrliche Besitzung am Mittelmeere. Er läd nur wenige Auserwählte ein. Als er mir schrieb und mich bat Mr. Rowe gastlich aufzunehmen, war ich natürlich erfreut."

„Ist er sein Sekretär?"

„Ich vermute es; er hilft ihm in mancher Hinsicht. Ich glaube Mr. Vasarhély's Geschäfte führten ihn nach London. Ah! Miss Vanoni,

ich freue mich Sie zu sehen. Sie kennen, glaube ich, alle Gäste hier ausser Mr. Rowe."

„Wenn Sie Mr. Carol Rowe meinen", sagte Jessamy zitternd, „er ist ein alter Bekannter von mir."

„Wirklich! O, das ist prächtig, so kann ich zur Erneuerung Ihrer Bekanntschaft beitragen. Wir sind gespannt, welche wundervollen Dinge Sie für uns sehen werden, Miss Vanoni. Ah, hier ist Mr. Rowe." Carol trat aus einem Blumengarten am anderen Ende des Saales heraus. Er trug den üblichen Abendanzug, aber über seiner konventionellen Haltung lag etwas merkwürdig Auffallendes. Seine einst hellen, feurigen Augen waren leuchtender als je, aber weder verzehrend noch sorglos. Sie hatten eine wunderbare Aehnlichkeit mit denen Vasarhély's und Jessamy fühlte eine ehrfurchtgebietende Zurückhaltung von ihrem früheren Freund ausgehen; aber als er sie sah, lächelte er und mit dem Lächeln schwand das Befremdende. Das Leuchten, das jenes Lächeln erhellte, schien dem Licht, das aus ihren eigenen Augen strömte, zu begegnen.

„Carol", sagte Jessamy, wie überwältigt.

Carol schwieg einen Augenblick und sagte dann ruhig: „Teresa".

Jessamy's bleiches Gesicht flammte auf, — ihre Augen senkten sich. Die Stimme Carol Rowe's, die sie mit diesem Namen rief, verletzte sie mehr als glühende Eisen. Sie streckte ihre Hand aus, er ergriff die kalten, zitternden Finger, und wieder fühlte sie diesen leichten Schlag. Einen Moment lang schien es ihr, als wenn aus den sich begegnenden Händen Flammen strömten, — rosenfarbene, gelbe, weisse, — es war nur ein Augenblick lang, und niemand ausser ihr schien es zu bemerken; früher war das nie gewesen und sie wurde sich bewusst, dass eine Veränderung mit Carol vorgegangen war, — obwohl sie sah, dass er auf die Anderen keinen so besonders bemerkenswerten Eindruck machte; Vanoni war eine weit auffallendere Persönlichkeit. Sie hob ihre Augen zu Carol's Gesicht.

„Ich habe gelesen —" begann sie, hielt aber inne; denn Carol schüttelte lächelnd den Kopf. Jessamy zog ihre Augenbrauen in die Höhe. —

„Ein Geheimnis?" flüsterte sie. „Aber ich muss Ihnen Glück wünschen, Carol. Besuchen Sie mich. Werden Sie kommen?"

Ihre Stimme hatte etwas Flehendes.

„Ich kam nach London um Sie zu treffen", sagte Carol sanft. „Werden Sie morgen allein sein?"

„Ich werde zu Hause sein; o, Carol, ich brauche —"

„Brauchen Sie mich?"

„Vielleicht, — ich brauche einen Menschen, Gott weiss es! Morgen also."

„Er wandte sich weg, und Lady Thurston brachte die Kristallkugel.

„Ich weiss nicht, ob ich heute etwas sehen kann“, sagte Jessamy nervös.

Ihr Herz sagte ihr, dass sie nicht in Gegenwart Carol Rowe's lügen könne. Sie nahm die Kugel – sah hinein – und legte sie beiseite.

„Nein, ich sehe nichts.“

Viele Stimmen der Enttäuschung. Vanoni näherte sich.

„Lassen Sie uns die Plätze wechseln“, sagte er. „Schrauben Sie das Licht niederer; lassen Sie mich neben meiner Schwester sitzen und meine Hand auf ihren Kopf legen.“

Man war damit einverstanden. Er setzte sich hinter sie.

„Hast Du Dein Versprechen vergessen?“

„Nein — aber – heute nicht — nur heute abend nicht.“

„Eben heute abend“, flüsterte Vanoni.

„Nein, bitte, nicht — erspare es mir diesen einen Abend.“

„Weder heute, noch ein anderes Mal.“

„Warum?“

„Ich werde nicht zugeben, dass Du Dein Versprechen brichst.“

„Ich werde heute abend nicht lügen.“

Vanoni brachte seine Lippen dicht an ihr Ohr.

„Ich werde bis drei zählen, wenn Du Dich bis dahin nicht entschlossen hast, bringe ich Dich fort, Du weisst wohin. Eins – zwei —“

„Ich kann sehen“, stammelte Jessamy.

Es ging ein Murmeln durch die Zuhörer und während der Zeit einer halben Stunde sass das unglückliche Mädchen da und wob Bilder in ihrer Phantasie; Vanonis Hand ruhte leicht auf ihrem schwarzen Haar. Sie war wie gebadet in kaltem Schweiss — ihre Hände bebten, – die Wangen brannten. Endlich hielt sie inne und stöhnte.

„Ich kann nichts mehr sehen“, sagte sie schwach. Vanoni zog seine Hand weg und die Lampen wurden erhellt. Jessamy erhob sich mit einem Gefühl, als wäre sie hinausgeschleudert – weit hinaus in den Raum — während unter ihr ein See von scharlachroten Flammen rauschte, aus dem sie hoshafte Fratzen anstarrten.

Carol Rowe kam quer über das Zimmer.

„Ich glaube sicher, dass Sie sehr ermüdet sind.“

„Bitte nehmen Sie Miss Vanoni, und holen Sie ihr etwas Wein, oder sonst etwas Erfrischendes“, sagte Lady Thurston zu ihm.

Sie ging voran den Weg zu dem Zimmer, wo Erfrischungen bereit standen. Carol zog Jessamy's kleine kalte Hand durch seinen Arm, seine Art war ruhig, ernst, fast zärtlich; er führte sie zu einem bequemen Stuhl und sorgte aufmerksam für sie und stillschweigend

— er berührte nicht mit einem Wort ihre Sehergabe. Er war sehr lieb, aber seine schweigsame Art und Weise berührte sie eigenartig und erregte ihre gespannten Nerven. Wenn er sie für eine Lügnerin hielt, würde er nicht so zärtlich und besorgt sein; denn sie kannte Carol's Unduldsamkeit für Heuchelei; sie hatte früher gehört, wie hart er jeden Betrug beurteilte. Doch warum sprach er gar nicht?

„Sie werden morgen zu mir kommen?" fragte sie nochmals zaghaft.

„Ja, ich möchte kommen, wenn ich darf."

Sie sprachen nichts mehr. Carol führte sie zum Wagen und legte ihr den Mantel um. Er sah zu ihr nieder.

„Es ist feucht," sagte er, „es hat geregnet. Unsere englischen Sommer sind sehr kühl, nehmen Sie sich in Acht, dass Sie sich nicht erkälten. Gute Nacht."

Vanoni stieg in den Wagen, und sie fuhren davon.

„Warum zögertest Du heute Abend?" fragte Vanoni scharf. Jessamy setzte sich aufrecht und ballte ihre Hände.

„Sprich nicht zu mir, wenn Du noch ein weiteres Wort sprichst, werde ich Jedem, den ich heute Abend genarrt habe, erzählen, dass ich sie schon seit Wochen betrüge, und dass Du es weisst".

„Und zu Deiner Grossmutter zurückkehren?"

„Nein — ich werde mich töten. Sprich nicht - belästige mich heute Abend nicht — oder ich werde wahnsinnig."

Vanoni war verblüfft. Er schwieg still. Er betrat ihre Zimmer mit ihr und streckte seine Hand aus.

„Komm, Jess lass Vergangenes vergangen sein. Gib mir die Hand; gute Nacht."

Jessamy warf sich in einen Stuhl, lehnte sich zurück, zog den Mantel dicht um sich und schloss die Augen.

„Lass mich allein," sagte sie bitter. „Ich bin krank von Deinem Anblick, — krank, wenn ich an Dich denke, — krank an mir selbst, — krank am Leben, — gehe!"

„Aber —"

„Geh, sage ich, — ich bin nicht mehr das Kind, das ich scheine; ich bin eine Frau, eine unglückliche, sündige, halb-irrsinnige Frau, — geh!"

Luigi Vanoni sah sie starr an, ihre schlanke Figur in dem schlichten schwarzen Sammetkleid, den zarten perlmutterschimmernden Seidenmantel, den sie mit einer ihrer schmalen Hände zusammenhielt, das kleine, weisse Gesicht, die fest geschlossenen Lippen, die geschlossenen Augen; dem starken, lockigen, lose hängenden, kurzen Haar, das die Blässe des Gesichts umrahmte. Er stieg die Treppe hinab.

„Mit dem Kinde ist etwas nicht in Ordnung", murmelte er, „ich möchte wissen, woher ihre verrückte Geschichte stammt — pah! das Mädchen muss lügen, sonst ist sie wahnsinnig."

Jessamy lag still in ihren Mantel gehüllt. Die Lampe wurde trübe, — flackerte, — ging aus und sie lag noch da in der Finsternis. Als der Morgen dämmerte, öffnete sie die Augen, erhob sich und ging nach ihrem Schlafzimmer. Es ging nach Osten hinaus, und sie öffnete die Läden und beobachtete den Sonnenaufgang. Endlich sank sie auf ihre Kniee nieder und erhob die Hände zum östlichen Himmel.

„Wenn es einen Gott in der Welt gibt," sagte sie laut, „wenn es eine Kraft gibt, die einem schwachen verirrten Sünder helfen kann — so helfe sie mir, oder zeige mir den Weg zur Selbsthilfe."

Sie wurde durch einen scharfen, rasselnden Ton erschreckt. Ein Buch war von dem kleinen Tisch zur Seite ihres Bettes gefallen. Sie hob es auf.

„Carol!" flüsterte sie „Carol!" Sie legte das Buch hin, warf sich auf das Bett und schlief. Erst spät erhob sie sich und wartete verzagt auf Carol. Sie fühlte sich sehr ermüdet, sehr krank, und sie hoffte, dass ein natürlicher Tod ihr bei der Ueberwindung ihrer Schwierigkeiten zuvorkomme. Es schien unendlich lange zu dauern, ehe sie ein Klingeln vernahm und das Mädchen „Mr. Rowe anmeldete.

Carol trat ein. Er ergriff ihre Hände und hielt sie fest. Keiner von ihnen sprach. Carol brach das Stillschweigen zuerst.

„Jess" sagte er zärtlich, „Ihre Augen sind sehr müde, Sie haben diese Nacht nicht geschlafen."

„Nein, ich schlief nicht. Aber bitte, wir wollen nicht von mir sprechen."

„Warum nicht?"

„Weil ich kein erbaulicher Gegenstand bin. Setzen Sie sich, Carol. Sagen Sie mir, warum Sie die Autorschaft jenes Buches geheim halten."

Carol setzte sich.

„Weil es meine Pflicht ist meinen Brüdern zu helfen, und nichts für mich zu beanspruchen."

„Carol!"

„O! Ich weiss! früher dürstete ich nach Ruhm, nicht, Jess? Bald darauf habe ich gelernt, dass, wenn ich etwas leisten will, ich mich verläugnen muss, bis ich mehr Erkenntnis habe, als jetzt."

„Erkenntnis?"

„Ja — es gibt nicht einen Menschen unter Tausend, der der Schmeichelei widerstehen kann, — nicht einen unter Millionen, der der Macht widerstehen kann. Ich schreibe — ich arbeite — und ich will versuchen den Ruhm, — wenn er überhaupt existiert, dem zu geben, dem er rechtmässig gehört."

„Wem gehört er?"

„Ihnen."

„Mir? Was meinen Sie?"
„Ihnen eben so als mir."
Jessamy runzelte die Stirn.
„Sie verstehen diese Sprache nicht? Es ist nicht meine Weisheit, — es ist ein Citat, und es enthält eine Wahrheit, wenn Sie danach graben wollen."
„Ich habe keine Muskeln zum Graben, Carol. Nach wem zitieren Sie?
„Nach Vasarhély."
„Vasarhély! kennen Sie ihn? doch — ich hörte —"
„Sie hörten, ich sei in seinen Angelegenheiten hier, und das bin ich auch gewissermassen."
„Sie sagten, Sie wären gekommen um mich zu sehen, Carol."
„Und so ist es, Jess."
Ihre Augen begegneten sich. Jessamy sagte bitter:
„Ist er Ihr Prophet — Ihr Freund — Ihr Meister?"
„Ja."
Jessamy's Blick verfinsterte sich.
„Ich bin sehr erzürnt gegen Ihren Freund, er ist schlimm mit mir verfahren. Mein Herz ist voll Bitterkeit. Lasst von ihm ab, Carol."
„Ich habe mich seiner Führung vertraut, Jess."
„Das tut mir weh."
Carol lehnte sich vor und ergriff ihre Hand.
„Liebe," sagte er „ich habe gelobt einem zu dienen, den ich als Lehrer achte, — wie einen Freund liebe, — wie einen Heiligen verehre. Sie kennen Vasarhély nicht; er gehört keiner Nation allein, kein Alter, kein Klima wirkt auf ihn ein — stärker als der Stärkste, zarter als das Zarteste, — selbstlos, weise, gerecht, rein, — ein Mensch, den man lieben muss, ein Führer, für den man willig stirbt. Das ist Vasarhély.
„Ach, Du bist einmal ein Dichter — ein Dichter," — lachte Jessamy bitter.
„Daher hat Gott mir einen klaren Strahl des Lichtes gegeben, durch welchen ich das Antlitz meines Lehrers sehen kann. Aber Du bist eine Seherin."
Sie entzog ihm ihre Hände.
„Ich lese durch kein Licht, das von Gott kommt," antwortete sie.
„Hast Du je an mich gedacht, nachdem ich fortging?"
„Ja, — wohin gingst Du, Carol?"
„Wird es Dich nicht ermüden, wenn ich Dir Alles erzähle?"
Sie machte ihm eine aufmunternde Geste mit der Hand. Carol beugte sich vor, seine Finger umschlossen die Seitenlehne des Stuhles.

„Ich wurde nach dem Bureau eines Advokaten bestellt, der mir sagte, dass ein Client von ihm sehr hoch von meiner Befähigung denke. Er wollte mir nicht den Namen verraten noch wo oder wie sein Client etwas von meinen Arbeiten gelesen hatte; er riet mir Zimmer in einem besseren Stadtviertel zu nehmen als in Red Cross Court, und dort ruhig zu arbeiten und aufzuhören mich nach Arbeit umzusehen um mein tägliches Brot zu erwerben. „Das Geld wird kommen," sagte er. Ich hatte nur zu schreiben und meinen unbekannten Freund zu erwarten, der nach London kommen wollte. Ich gehorchte. Ich glaube, ich schrieb niemals so gut in meinem Leben; ich legte meine ganze Seele in die Arbeit und schliesslich beendete ich mein Gedicht, — das erste in jenem Buch. Ich hatte es in zwei Tagen fertig, als ich einen Brief erhielt, worin ich aufgefordert wurde mein Manuskript nach einer angegebenen Adresse zu bringen. Mein unbekannter Wohltäter war zurückgekehrt. Ich konnte die ganze Nacht vor Freude nicht schlafen: Ich ging in den Strassen umher und die Welt schien mir ein Feenland zu sein. Aber als der Tag kam, Jess, hatte ich nichts, nicht eine Skizze von allem, was ich geschrieben hatte mit meinem Herzblut, — nichts, um es ihm zu bringen."

„Wie ging das zu?" fragte Jessamy atemlos. Carols Stimme bebte noch in der Erinnerung an den vergangenen Kummer, an die Verzweiflung, als er antwortete:

„Es war verbrannt — alles — jede Zeile — jede Silbe, die ich geschrieben hatte, und ich hatte nicht einmal Notizen. Ich glaubte ich müsse irrsinnig werden. Ich weiss nicht wie ich zur bestimmten Zeit das Hôtel erreichte. Vasarhély kam mir entgegen. Er warf einen Blick auf mich, dann nahm er mich bei dem Arm, führte mich hinein und sagte: „verzweifeln Sie nicht, ich weiss, was geschehen ist." Ich weiss nicht, was ich sagte oder tat, ich glaube, ich weinte wie ein Kind in meinem Elend. Ich erinnere mich an nichts mehr genau, bis ich mich in einem Stuhle sitzend fand, in der Nähe des Feuers und Vasarhély sass mir zur Seite, seine Hand ruhte auf meiner Schulter. Er sprach mit mir, ich glaubte er tadelte mich. Er fragte ob alle meine Arbeit verloren sei; und ich antwortete: „Alles unwiederbringlich verloren." Darauf sagte er lächelnd: „es geht nichts vollständig verloren, glauben Sie mir. Mancher Mensch wünscht mit seiner ganzen geängstigten Seele, dass seine Taten und Gedanken wirklich verloren und vergangen seien. Aus welchem Beweggrund wollen Sie, dass die Welt hört, was Sie hier zu sagen haben?" Ich sagte, dass ich bei den Menschen Anerkennung suchte für das, was ich wusste, was ich fühlte, was ich hatte. Er seufzte und sagte: „Persönlicher Ruhm, ich dachte es mir, armer Junge! Armer Sklave!" Ich war gekränkt durch das

Wort und fragte „warum Sklave?“ Er sagte: „Es gibt keinen freien Menschen auf Erden, solange er nicht aufgehört hat etwas zu begehren, etwas zu erbitten, um der Resultate willen zu arbeiten, — für sich selbst. Wenn Sie um der Arbeit willen arbeiten, für Ihre Mitmenschen; wenn weder Lob noch Tadel, weder Erfolg noch Misserfolg Sie mehr berühren, wenn Sie nichts anderes wollen, als die Wahrheit kennen lernen, recht zu tun und anderen zu helfen, dann sind Sie ein freier Mann, — nicht früher. Ich kümmerte mich nicht um das, was er sagte, es beleidigte mich. Ich stand auf, sagte ihm, dass er sehr freundlich zu mir gewesen sei, und dass es mir sehr leid tue, dass ich ihm keine Arbeit von mir zeigen könne. Darauf lächelte er und bat: „Warten Sie ein wenig; obwohl Sie mir nichts zu zeigen haben, bitte ich Sie um Nachsicht für etwas, das ich Ihnen zeigen möchte.“ Er erhob sich, öffnete ein Fach, dem er einen Stoss Papiere entnahm, die er vor mich hinlegte. Meine Gedichte! meine verbrannten Gedichte, von denen ich niemals eine Abschrift genommen hatte; von denen ich wusste, dass sie vollständig zerstört waren. Sie waren augenscheinlich mit meiner eignen Hand geschrieben und auf einem sonderbaren, dicken, rauhen, pergamentartigen Papier, wie ich es nie vorher gesehen hatte.“

„Er ist ein Zauberer,“ sagte Jessamy. „Es klingt wie Wahnwitz — wie der tollste Aberglauben in unserer Zeit so zu sprechen, aber — Vasarhèly ist ein Zauberer.“

Carol lächelte.

„Vasarhély ist ein wahrer Gelehrter,“ antwortete er. „Er liebt unsere Mutter Natur und sie liebt ihn, offenbart ihm ihre Geheimnisse. Er kennt die Kräfte in ihrer Essenz, die unseren armseligen fünf Sinnen verborgen sind und braucht sie. Er ist ein Mann der Wissenschaft, wie sie im goldnen Zeitalter lebten. Er sah mein Erstaunen und sagte ruhig: „warum sind Sie so überrascht? Was ist das Wichtigste, die Feder, die ausführt, die Hand, die sie leitet, oder der Gedanke, der schafft? Sie werden die Zerstörbarkeit des Stoffes zugeben. Ihre Gedanken schaffen wie im Anfang der göttliche Gedanke Himmel und Erde schuf. Wenn Sie gelernt haben im Buch des Lebens zu lesen, werden Sie die Form Ihrer ausgedrückten Gedanken finden, ewig in den Himmeln. Es gibt keinen kleinen Gedanken, der nicht schafft; die Ueberbleibsel jedes Gedankens, der hier unten Form annimmt, leben in der ewigen Chronik.“

Jessamy schwieg sinnend. Endlich sagte sie:

„Dieser Mann konnte mir alles sagen, was ich zu wissen begehrte. Er zieht mich an — er stösst mich ab — das Abstossen ist stärker: aber — er könnte es mir sagen.“

„Er könnte es Dir sagen. Er könnte Dich führen, wie er mich geführt hat. Von der Stunde an, da er mir meine verbrannten Ge-

dichte in die Hände legte, habe ich mich ihm ergeben. Ich gelobte mir im Innersten meines Herzens ihm zu folgen als sein Schüler. Ich erwählte ihn zum Lehrer, Freund und Meister, und ich segne die Stunde, da ich es tat."

„Bist Du seither immer mit ihm gewesen?"

„Immer — bis er mich hierher gesandt hat — zu Dir."

„Zu mir?"

„Zu Dir, — Jessamy."

Er machte eine Pause vor dem letzten Wort. Sie sprang auf und sah ihn durchdringend an.

„Du vergisst", sagte Carol, „ich komme von Vasarhély."

„Hat er es getan? Diese grausame verhexte Geschichte?"

„Nein, er nicht. Es war das Gesetz. Wenn nicht eine lange, lange Zeit hinter Dir gelegen hätte, eine Vergangenheit bewussten Strebens, das wäre niemals geschehen. Die bittersten Erfahrungen sind für die Starken, die durch sie lernen können. Wir sind hier um zu lernen; wenn wir Böses lernen, so mögen Götter und Teufel uns bemitleiden, aber sie können uns nicht retten — das ist das Gesetz.

„Wenn Du sagst, ich habe eine lange Vergangenheit hinter mir, was meinst Du damit?"

„Ich meine, dass Du nicht mehr Jessamy Mainwaring bist als Jess Arden und ich Carol Rowe. Wir wohnen in dem Schreine an das Kreuz von Fleisch genagelt, wir kämpfen und trauern über die Sünden und Irrtümer dieser äusseren Seelenhüllen. Hier ist unser Garten Gethsemane, hier unser Golgatha. In längst verflossenen Zeiten, Freundin, Schwester, Geliebte, lebtest Du in anderen Körpern, bekämpftest andere Sünden als jene, die Du heute bekämpfst, und ich focht an Deiner Seite — unter dem Banner dessen, den wir heute Vasarhély nennen."

Jessamy strich nervös mit den Händen über die Lehne ihres Stuhles:

„Was verlangst Du von mir? Welchen Weg zeigst Du mir, Carol? Du bist zu einem bestimmten Zweck gekommen."

„Ich zeige Dir den Weg zu Vasarhély."

„Nein, nimmer", rief sie, „ich lehne mich gegen ihn auf. Zeige Du mir den Weg, Carol. Du bist mein Freund — Dich liebe ich. Aber Vasarhély? Nein!"

„Du hast noch die alte Sünde nicht überwunden", sagte Carol traurig. „Stolz."

Er erhob sich plötzlich und presste ihre Hände. „Jessamy", rief er, „mein Kamerad aus alten Zeiten, komm! Da ist Frieden — Leben — Licht; sie wohnen in Liebe und Dienstbarkeit — in

Treue und Wahrheit, in Demut und Geduld, ohne Eitelkeit, ohne Verlangen. Komm!“

„Mein Stolz liegt tiefer, als dass ich ihn wie einen Ring tragen könnte. Mein Stolz ist ein gerechter. Ich habe ein Recht mir meinen eigenen Pfad vorzuzeichnen, ich will mich nicht vor Vasarhély beugen.“

„Nicht vor ihm — das verlange ich nicht. Ich bitte Dich zu ihm zu kommen.“

„Ich kann nicht. Ich bin nicht glücklich. Ich bin elend. Ich bin jetzt eine unendlich schlechtere Frau, denn ich als Jessamy Mainwaring war.“

„Das glaube ich nicht. Du kennst Deine eignen Fähigkeiten jetzt besser. Umstände können nichts schaffen als das, was da ist, um zu wachsen. Du hattest immer Deine jetzigen Fehler, sie schliefen nur!

Jessamy war still.

„Wirst Du kommen?“

„Bestimmt, Carol — nein! Ich kann nicht!“

Carol seufzte.

„Du lebst bequem hier“ sagte er auf einen anderen Gegenstand übergehend und sah sich in dem eleganten Zimmer um. Es ist freilich besser als Red Cross Court, was den Luxus anbelangt.“

Jessamy schauerte in sich zusammen.

„Es war eine schreckliche Erfahrung, sie lehrte mich nur Böses — nichts Gutes!“

„Sie lehrte Dich das Böse verstehen; aber sie muss Dich auch gelehrt haben, dass unsere hässlichsten Freunde nicht so schwarz sind, als sie gemalt werden. Dennoch musst Du dankbar sein, dass Du heraus bist; und es ein Glück für Liz, dass Du sie vor etwas retten konntest, das für sie gefahrvoller ist, als für Dich. Arme Liz! Sie hat Dich so gern.“

Jessamy war purpurrot, sie spielte nervös mit der Spitze ihres Kleides.

„Du hast Liz's gute Eigenschaften herausgefunden, als Du Jess Arden wurdest. War sie froh, als Red Cross Court verlassen konnte?“

Jessamy würgte es in der Kehle.

„Ich — weiss — ich weiss nicht, — dass sie es verlassen hat.“

Carol's Augen begegneten den ihren, er antwortete nur mit einem: „O!“

„Sie ist an Red Cross Court gewöhnt,“ sagte Jessamy schwankend. Da stieg in Carol etwas von seiner früheren Heftigkeit auf:

„An Red Cross Court gewöhnt!“ schrie er, hastig im Zimmer auf und ab laufend. „Ist eine brennende Hölle für Sünder ein mehr oder weniger schrecklicher Aufenthalt um ihrer Ewigkeit

willen? Ist die Tatsache, dass es hunderte, nein, tausende von Kindern in dieser Stadt gibt, die gewöhnt sind von den Lippen ihrer Mutter Flüche und Verwünschungen zu hören anstatt Gebete und liebe Worte, etwas darum lichter und erträglicher?

„Ist es eine rechtsgültige Entschuldigung für uns vom Richtertisch aus, an den wir uns immer stellen, zu verkünden, dass die, welche darben, damit wir reich werden, an den Mangel gewöhnt sind? Euch allen, die Ihr vorübergeht, ist es gleich, dass die Dirne an ihre Schamlosigkeit gewöhnt ist, der Trunkenbold an seine Bestialität, der Dieb an seine Erniedrigung; dass Schmerz und Kälte, Ungerechtigkeit und Hunger, das Los von Myriaden von Menschen ausmachen, die daran gewöhnt sind? Wird nicht die Tatsache dieser Gewohnheit allein sich in einen Fluch verwandeln, der quer über die Himmel für unser Zeitalter die Botschaft schreibt: — „Mene Mene Tekel Upharsin!“

„O! höre auf, Carol, höre auf!“ schrie Jessamy aufspringend und seine Hände ergreifend. „Du hast Recht. Ich bin eine Elende! Eine selbstsüchtige, leichtsinnige Person. Ich, die ich liebte die Philantropin zu spielen! Die ich wusste, wie elend ihr Leben war; um so schrecklicher, als sie das Entsetzliche ihrer Lage nicht einmal kannte. Gut und gerecht, dass das Mene Mene mir vorgehalten wurde! Liz war so gut mit mir, sie bat mich, mir keine Sorgen um sie und die alte Frau zu machen, und ich abscheuliches Tier gehorchte ihr nur zu gern. Aber ich will morgen hingehen, Carol. Geh' jetzt; Du hast mich so beschämt und mir grossen Schmerz bereitet. Komme morgen und besuche mich — und Liz.“

Carol hielt ihre Hand einen Augenblick lang in der seinen; dann beugte er sich zu ihr nieder, küsste ihre Stirn und ging stillschweigend hinaus.

## (Kapitel VII.)

Jessamy hielt ihr Wort; sie fuhr am anderen Morgen nach Red Cross Court, liess den Kutscher an der Ecke warten und bahnte sich ihren Weg durch eine heulende Herde von Kindern. Sie näherte sich der Tür des Mietshauses mit sinkendem Herzen und klopfte. Es wurde ihr von einer schlampig aussehenden Frau, nicht der früheren Eigentümerin geöffnet.

„Sind Sie die Wirtin?“ fragte Jessamy.

„Ja, Fräulein.“

„Lebt ein Mädchen — wohnt Elisabeth Arden noch hier?“

„Liz Arden? Nein, die haben sie nach dem Hospital gebracht, Fräulein; sie ist schrecklich verbrannt.“

„Verbrannt?“ fragte Jessamy schwankend. „Wie — wie geschah das?“

„Kommen Sie herein, Fräulein. Ich dachte Sie wüssten, was passiert wäre, — fatal genug für ein angesehenes Haus wie das Meine.“

„Was — was ist es?“

„Es war wieder die Alte, Fräulein, die hatte einen Tropfen zu viel wieder! 'ne nette alte Frau, wenn sie nicht im Tran war. Sie hatte paar Worte mit Liz zu sprechen, die noch 'ne Schwester hatte, Fräulein, ein junges Ding, die irgendwo 'ne Stellung gekriegt hatte und viel Geld verdiente. Liz kam manchmal nach West End und hat die Adresse von der Jüngeren rausgefunden, und die Alte wollte sie haben und Geld von ihr holen. Liz sagte nun: „nein — dem Mädel geht es gut und sie will nicht, dass wir armes Volk kommen und sie belästigen.“ Das junge Ding scheint wohl 'ne ganze Dame zu spielen. Liz wollte also nicht Rede stehen, und die Alte wusste das wohl, wenn sie klar war; aber gestern Abend gerieten sie aneinander, und die Alte wirft mit der Lampe nach ihr, Fräulein.“

Jessamy schrie auf.

„O, nein! Es kann nicht wahr sein! O Liz, Liz! O Gott, vergib mir!“

„So wahr wie's Evangelium“, sagte die Alte sehr befriedigt, dass ihre natürliche Schilderung solchen Eindruck hervorgerufen hatte. — „Das Kleid fing Feuer und sie lief schreiend die Treppen runter. Der junge Mann eine Treppe tiefer versuchte das Feuer zu ersticken, aber sie kam unten an wie eine Flammengarbe, wie in der Schrift steht. O mein Gott!“

Sie hielt inne, um zu sehen ob ihre Bekanntschaft mit der heiligen Schrift nicht bis zu einem gewissen Grade den Skandal, den Mrs. Ardens Handlung über ihr Haus gebracht hatte, mildere. Jessamy berührte mit kalter Hand den Arm der Frau.

„Wo ist sie?“ fragte Jessamy heiser.

„Nach St. Thomas haben sie sie gebracht, Fräulein.“

„Kann man sie sehen?“

„Ja, Fräulein, da ist ein Besuchstag, sie werden Sie aber schon hereinlassen, weil sie sagen, dass sie doch nicht davonkommt.“

„Wo — wo ist die Grossmutter?“

„Auf der Wache, Fräulein; ist ihr ganz recht, wenn sie im Gefängnis stirbt; dem armen Ding so zu kommen.“

„Ich danke Ihnen“, sagte Jessamy erschüttert, „ich werde sogleich zu ihr gehen.“

„Für mich ist es auch schrecklich“, sagte die Frau mit Betonung. „Ist wieder Geld aus meiner Tasche, und mein junger Mann kann auch nicht auf Arbeit gehen, Fräulein.“

Jessamy nahm ihre Börse aus der Tasche und legte einen

Sovereign in die Hand der Frau, dann eilte sie an allen Gliedmassen bebend davon. Wie im Traum fuhr sie zum Hospital und immer noch wie betäubt fragte sie nach Liz, ging sie die Treppen hinauf und durch die hellen, reinen, kahl aussehenden Krankensäle und um den Schirm herum, der um ein Bett aufgestellt war; dann erinnerte sie sich, dass sie einmal gehört habe, dass man die Betten der Sterbenden mit einem solchen Schirm umstelle. Liz lag mit geschlossenen Augen da. Das Gesicht war nur leicht verbrannt, Haar und Augenbrauen abgesengt; es war hübscher jetzt in seiner bleichen Ruhe, als früher in seinem vollen, heissblütigen, unbeherrschten Leben. Die Glieder waren kraftlos. Watte und Bandagen verbargen die schrecklichen Verletzungen; die Decke war zurückgelegt, damit sie nicht zu schwer auf dem armen gequälten Körper ruhe; bald war alles vorüber; der Tod ist ein mitleidiger Schmerzstiller. Jessamy kniete nieder.

„Liz!“ rief sie schluchzend; „meine liebe Liz.“ Die Augenlider hoben sich und ein paar leuchtende Augen, die von überstandenen Leiden sprachen, ruhten auf ihrem Gesicht.

„Jessie, Du?“ sagte sie. „Jess! Gott! ich bin froh. Mit mir ist's vorbei, Jess.“

„Meine liebe, liebe Liz“, schluchzte Jessamy; „warum hast Du ihr nicht gesagt, wo ich wohne?“

„Ich dachte, Du wolltest uns nicht, und Du hattest recht. Ich habe Dich mal gesehen, im Wagen mit einem schrecklichen Stutzer. Ich wollte Dir nicht im Wege stehen, altes Ding. Und wenn Du mich haben wolltest, wärst Du wohl gekommen oder hättest geschrieben.“

Jessamy senkte ihren Kopf:

„Vergib mir“, schluchzte sie, „vergib.“

„Als die alte Frau das Geld vertan hatte, was ihr der Bursche gegeben hatte, ging's immer weiter runter. Der letzte Winter war schlimme Zeit. Ich war so froh, dass Du heraus warst.“

„Liz, meine gute Liz, hast Du Schmerzen?“

„Nicht mehr; erst war es schlimm, und ich kann schon was aushalten; jetzt fühle ich nichts.“

„Sind sie gut zu Dir?“

„Gott, ja! Die Wärterin ist eine gute Frau.“

„Willst Du irgend etwas haben?“

„Sieh mich an, ob es mir an etwas fehlt?“

Liz schloss die Augen und verfiel in ein Hindämmern. Jessamy fürchtete, sie würde gar nicht mehr sprechen, als sie ihre Augenlider hob und mit starker Stimme rief:

„Jess, horch einmal, da sind zwei Sachen, die Du tun könntest.“

„Was ist es?“

„Du könntest, wenn es Dir nichts macht zu sagen, dass Du

zu uns gehörst, ein Wort für die alte Frau einlegen. Sie wollte mir nichts Schlimmes tun, sage es ihnen. Wenn sie vom Trinken abgehalten war, ist sie ganz gut gewesen."

„Und was ist es noch, Liz," fragte Jessamy mit vor Scham brennenden Wangen.

„Ja, noch eins" Liz's Stimme zitterte sonderbar. „Frage die Wärterin nach dem Ding, das sie mir abgenommen haben, als sie mich hierher brachten."

Jessamy ging sofort danach; die Wärterin, eine kleine Frau mit angenehmem Gesicht gab ihr eine blind gewordene Kette mit eben solchem Medaillon daran.

„Ja, das ist es," stöhnte Liz, „ein eigenartiges, fürchterliches Röcheln liess sich in ihrem Atem vernehmen."

„Oeffne es."

Jessamy öffnete es und hielt den Atem inne. Das Gesicht ihres früheren Verlobten, der nun ihr Gatte sein konnte, sah ihr aus Liz's Medaillon entgegen.

„Ich hab's immer getragen," flüsterte das Mädchen. „Du schweigst darüber, Jess. Ich hielt ihm meine Treue, ich wohl. Lege es mir um den Hals als Letztes, wenn sie Dich lassen; sie ist ein gutes Ding, die Wärterin! Ich habe es immer getragen, immer. Bind es mir um den Hals, Jess."

Ihre Stimme erstarb; ihre Augen fielen zu, — sie gab einen schwachen Laut von sich — und war befreit von Red Cross Court für immer.

Jessamy stand und sah in das Gesicht des Mannes, den sie einst geliebt hatte; sie fühlte nicht die geringste Erregung; ehe sie ging, küsste sie Liz's Stirne.

„Du warst zu gut für ihn" flüsterte sie, „Du warst zu gut für mich — arme schlechte Liz!"

„Es war spät, ehe sie nach Hause zurückkehrte. Vanoni gab an diesem Abend eine Séance und sie hatte eine inspirierte Ansprache zu halten. Sie betrat ihr Zimmer und traf dort Carol Rowe, der auf sie wartete. Sie war weiss wie ein Tuch; als Carol seine Hände nach ihr ausstreckte, schien sie das nicht zu bemerken.

„Sie ist tot," sagte sie ruhig. „Liz ist tot — durch Mrs Arden getötet, sie ist im Gefängnis. Ich bin an Allem Schuld."

„Es ist nicht Deine Schuld."

„Meine Schuld allein," wiederholte Jessamy. „Ich habe soeben meine Schwester Liz in einem Hospital-Krankensaal sterben sehen, durch meine Schuld. Noch ehe ich das Leben einer Jess Arden lebte wurde die Saat durch mich gepflanzt — meine Schuld!"

„Du bist zu hart mit Dir, und Liz ist es wohl nun."

„Ob es Liz jetzt wohl ist oder nicht, das hat nichts mit mir

zu tun; sie ist aus meinem Gesichtskreis gegangen; die Gegenwart ist unsere Stunde."

„Du bist zu hart," wiederholte Carol.

„Ich werde noch härter sein" sagte Jessamy, ihre Lippen erblassten. „Ich muss mich jetzt ankleiden, Carol. Es ist ein grosses Haus, wohin ich heute Abend mit Luigi fahre."

„Ich werde auch dort sein," sagte Carol ruhig. Ein Zucken ging über ihr Gesicht; ihre Augen flehten, dann sagte sie sanft:

„Es ist vielleicht gut so", sie sprach mehr zu sich selbst. Carol beobachtete sie, als sie niedersank und mit ihrer schmalen Hand traurig über ihre Stirn fuhr und das wirre Haar aus dem bleichen Gesicht strich; er wandte sich um und verliess sie ohne Lebewohl.

Sie bemerkte sein Fortgehen nicht, sie hatte fast vergessen, dass Liz tot war; sie war ganz von ihrem Plane erfüllt. Sie wollte an diesem Abend eingestehen, dass sie eine blosse Betrügerin sei, die vorgab Fähigkeiten zu besitzen, die sie lange schon verlassen hatten. Carol kannte sicher diesen Teil ihres Lebens nicht; sein grosser und verehrter Vasarhély kannte ihn nicht oder hatte ihm nichts davon gesagt; sonst würde sich der mutige, wahrseitsliebende Carol Rowe von ihr gewendet haben. Sie kleidete sich langsam und sorgfältig an und war fertig als Vanoni kam, um sie abzuholen. Auf der Fahrt verhielt sie sich schweigsam. Sie erreichten das Haus, wo man eine Séance abhalten wollte. Der Kreis wurde geschlossen und die üblichen Phaenomene produziert. Sie waren echt, obwohl Vanoni nicht gezögert haben würde sie zu simulieren, wenn nötig, wirklich echt. Erst nachdem die physikalischen Phaenomene vorüber waren, wurden die Lampen niedriger geschraubt und sie für ihre Ansprache gerufen.

Sie stand auf; ihr Gesicht war bleich vor Seelenangst; ihre Hände bebten. Durch die Türe, die sich soeben öffnete, trat Lady Mainwaring in tiefen Trauergewändern ein. Es war zum ersten Male, dass sie wieder das Gesicht ihrer Mutter sah, seit jenem Abende, als sie sie noch vor der Tür ihres Zimmers geküsst hatte, worauf ihr schreckliches Erwachen als Jess Arden folgte.

Es war das Schlimmste, die höchste Bitternis, dass sie ihr Bekenntnis in Gegenwart ihrer Mutter ablegen sollte; doch sie hatte sich die Aufgabe gestellt, und sie war auch in früheren Tagen nicht feig gewesen.

„Ehe ich meine Ansprache beginne", sagte sie mit leiser Stimme, „möchte ich etwas vorausschicken: Zuerst möchte ich bestätigen, dass das, was ich zu sagen habe, sich auf mich, und nicht auf Mr. Vanoni bezieht. Vor neun, beinahe zehn Monaten begegnete er mir zum ersten Male. Ich bin jene Jess Arden, die vor etwa einem Jahre mit ihrer Grossmutter verurteilt wurde, weil sie unter falschen

Vorgaben — nämlich durch Wahrsagen Geld erworben hatte. Mr. Vanoni überredete mich mit ihm zu gehen und mit ihm gemeinsam zu wirken, weil er glaubte, dass meine Fähigkeiten echt seien, und er hatte Recht. Ich glaube seine Gaben sind echt, ja ich weiss sie sind es. Vor etwa zwei Monaten jedoch versagten meine Kräfte; auch bei einer früheren Gelegenheit schon blieben sie aus; das war damals als ich Mr. Landridge, der auch heute zugegen ist, durch die Beschreibung eines Gesichtes und das Citieren eines Motto's überraschte. Ich betrog ihn damals, denn ich hatte private Information über diese Punkte. Nichts von Allem, was ich während der letzten zwei Monate vorgab zu sehen, war echt. Einst waren meine Visionen echt — jetzt sind sie Trugbilder."

Sie sprach mit matter Stimme, Tränen stiegen langsam in ihren Augen auf und rollten an ihren Wangen nieder. Sie fühlte den Strom durch das Zimmer gehen. Sie fühlte die Wut Vanonis, die vor ihren Augen wie eine wirkliche scharlachrote Flamme aufflammte, sie fühlte den Abscheu, das Erstaunen und die Verurteilung der Hörer aufsteigen und wie Schläge über sie herfallen. Das weisse tote Antlitz von Liz stand vor ihrem geistigen Auge; ihr war krank und schwach, kalt und schwindlich; der Klang messingner Glocken schien in ihren Ohren wiederzuhallen; sie brach ohnmächtig zusammen. Jemand hielt sie in den Armen auf, eine plötzliche Wärme und eigenartige Empfindung durchströmte sie; ihr Kopf fiel hintenüber, die Augen schlossen sich, der Hauch eines zarten Wohlgeruches betäubte ihre Sinne; obwohl ihre Augen fest geschlossen waren, schien die Welt für sie in leuchtenden rosigen und azurnen Flammen zu schwimmen und in dem farbigen Lichte erschien das ernste bleiche Gesicht, das sie zuletzt im Wohltätigkeitsbureau gesehen hatte, das Gesicht Vasarhélys, und dann kam Dunkelheit und Vergessen.

(Kapitel VIII, Schluss folgt.) *Ivy Hooper.*

---

# Rundschau.

**Die Seherin von Prevorst.** Die kaiserl. und königl. Hofkunsthandlung und Kunstverlag von Nicolaus Lehmann hat sich der dankenswerten Aufgabe unterzogen, das im Rudolfinum zu Prag hängende Gemälde von Prof. Gabriel Max: „Die Seherin von Prevorst im Hochschlaf“ in Gravüre zu vervielfältigen. Die Seherin von Prevorst ist unter allen Somnambulen, die die Welt bisher gesehen hat, unstreitig die bedeutendste. Zeitgenössische Portraits von ihr sind mir nur zwei bekannt. Nach diesen und nach den Beschreibungen, welche Kerner und Besucher der Seherin von ihr geben, hat es die künstlerische Intuition eines Gabriel Max vermocht ein Kunstwerk zu schaffen, was sowohl in seiner Gedankentiefe wie seiner Form nach eine gleich exceptionelle Stellung einzunehmen berechtigt ist, als die Seherin selbst. Durch die wundervoll gelungene Reproduktion ist das Werk erst jetzt uns allen wahrhaft erschlossen.

Wir sehen die Seherin in einfacher Bettstelle in den Kissen zurückliegend; die Hände sind seitlich auf den Bettrand ausgestreckt, die Augen geschlossen. Das Gesicht zeigt einen tiefvergeistigten, ruhigen Ausdruck. Auf ihrem Schosse liegt die Zeichnung ihrer Sonnenkreise. Sie spricht, aber nicht mit einem einzelnen Sinne, sondern ihr ganzer zarter Körper spricht, oder besser tönt eine leichte zarte Melodie von der Zwiesprache der Seele mit sich selbst und mit den ihr wesenverwandten Seelen höherer Ordnung, mit denen sie den grössten Teil ihrer irdischen Leidensstunden in Gemeinschaft lebte. So schildert sie Justinus Kerner: „Jeden Abend um sieben Uhr verfiel sie in magnetischen Schlaf. Diesen fing sie immer mit stillen Gebeten an, in welchem sie die Arme auf der Brust gekreuzt hatte. Dann breitete sie die Arme in gerader Richtung nach aussen aus und befand sich in diesem Moment im schauenden Zustande, und erst wenn sie dieselben wieder auf die Bettdecke zurück gebracht hatte, fing sie zu sprechen an. Ihre Augen waren dabei geschlossen, ihre Gesichtszüge ruhig und verklärt.“ Weiterhin erzählt Kerner, der mehr als 3000 mal an ihrem Krankenbett gestanden hat: „Frau H. war auch vor meiner magnetischen Behandlung in einem so tiefen somnambulen Leben, dass sie (wie man noch später zur Gewissheit erfuhr) nie im wachen Zustande war, wenn sie dies auch zu sein schien. Freilich war sie wacher als andre Menschen; denn es ist sonderbar, diesen Zustand, der gerade das hellste Wachen ist, nicht wach zu nennen, aber sie war im Zustande des Innern.“

„In diesem Zustande und dieser Beschaffenheit der Nerven fehlte es ihr ganz an eigner organischer Kraft, und sie erhielt nur noch durch das Ausströmen anderer stärkerer Nervengeister Kraft, durch Ausströmungen hauptsächlich aus Fingerspitzen und Augen. „Luft und Nervenausströmung anderer,“ sagte sie, „bringt mir noch das Leben, von diesen muss ich leben. Sie fühlen es nicht, es sind Ausströmungen, die sie sonst ohnedies verlieren würden, die aber meine Nerven an sich ziehen; nur so kann ich noch leben“ . . .

„Auch aus der Luft schien sie einen besonderen ätherischen Stoff als nährendes Lebensprinzip an sich zu ziehen. —

„Der Geist aller Dinge, wovon wir in unserem Zustande keinen Begriff haben, war ihr fühlbar und von Einwirkung auf sie; besonders war dies der Fall beim Geist der Metalle, der Pflanzen, der Menschen und Tiere . . . . Die elektrische Materie, wo sie für uns nicht mehr sichtbar und fühlbar war, war es für sie . . . — „Aus ihren Augen ging ein ganz eigenes geistiges Licht, das jedem, der sie auch nur kurz sah, sogleich auffiel, und sie selbst war in jeder Beziehung mehr Geist als Mensch.“

„Will man sie mit einem Menschen vergleichen, so kann man sagen: sie war ein im Augenblick des Sterbens, durch irgend eine Fixierung, zwischen Sterben und Leben zurückgehaltener Mensch, der schon mehr in die Welt, die nun vor ihm, als in die, die hinter ihm liegt, zu sehen fähig ist.“

„Es schien ihr Nervengeist auch wirklich so locker mit den Nerven zusammen zu hängen, dass er bei jeder Bewegung leicht lose wurde und den Körper vollends verliess, worauf sie sich meistens auch ausser dem Körper, oder wie man sagt, doppelt sah, auch kein Gefühl von Schwere ihres Körpers mehr hatte; „Ihren Körper noch betreffend, so umgab dieser den Geist nur noch wie ein Flor. Sie war klein, ihre Gesichtszüge orientalisch, ihr Auge hatte den Stechblick eines Seherauges, der durch den Schatten langer, dunkler Wimpern und Augenbrauen noch gehoben wurde. Sie war eine Lichtblume, die nur noch von Strahlen lebte.“

Dies Bild stand Gabriel Max zur Verfügung. Was er sonst noch an Anregungen seines künstlerischen Empfindens finden konnte, hat er benutzt. Er schreibt darüber in einem Briefe:

„Dass ich an Ort und Stelle Alles mir gezeichnet, und alle Mappen im Kernerhause durchgesehen und das Interessanteste mir kopierte, versteht sich von selbst.

Auch die lebenden Augenzeugen, vor allem Hofrat Kerner (den Sohn), Marie Niedhammer (die Schwester des Hofrat Kerner), Ernestine Wanner (die Schwester der Seherin), etc. etc. etc. habe ich gründlich befragt, u. zw. mit allen Opfern . . . Auf Alles hin steht Kerner als Naturforscher ersten Ranges vor mir.

Der Kopf der Seherin war sehr schwer, da alle Zeitbilder nur im Profil sind; ich musste die Verwandtschaft zur Hilfe nehmen: zur Rekonstruktion des Schädelbaues und der Gesichtsknochen. Schön war sie nicht, aber der Zustand dieser tiefsten Verinnerung drückt jedem Gesicht eine Verklärung

auf, die es schön erscheinen lässt . . . Etwas, was ich nicht für wahr halte, habe ich nie malen können, — und was mich am Herzen packt, verfolge ich gründlich."

So entstand ein Kunstwerk, das wie kein zweites uns das Durcheinanderweben von Körper, Seele und Geist empfinden lässt, dass uns wie eine unmittelbare eigene innere Erfahrung unserem eigenen Wesen nahebringt und uns über unseren niederen Menschen hinaushebt in die Regionen geistigen harmonischen Empfindens, wie wir es befreit von grober Materie, durchleben werden.

Die Reproduktion ist eine ganz bedeutende technische Leistung, die Tönung ist von solcher Feinheit, dass wir vermeinen die Farbtöne des Originals vor uns zu sehen. Alles in allem ein Meisterwerk, dass in seiner metaphysischen Bedeutung erst jetzt seine rechte Wirkung entfalten wird.

(Das Blatt ist zu beziehen von Nicolaus Lehmann k. u. k. Hofkunsthandlung, Prag, oder direkt durch uns. Grösse: 90 cm. hoch. 120 cm. br. Preis 30 Mk.)

**Zum Doppelheft.** Es schwebt ein merkwürdiges Karma über dem regelmässigen Erscheinen der Hefte der Rundschau. — So sehr wir uns auch bemühen die Hefte pünktlich herauszubringen, so stemmen sich doch immer wieder Hindernisse in den Weg. Am meisten hindert mich an der Fertigstellung der Nummer die lebhafte Inanspruchnahme meiner Kräfte durch Kranke. Diesem Umstand ist es stets zuzuschreiben, wenn die Hefte nicht pünktlich erscheinen. Ich bin aber auch dieses Grundes wegen der Nachsicht meiner Leser sicher. Dass ich das Beste in den Heften zu geben bestrebt bin, erkennen meine Leser ja alle an. Das günstige Urteil, welches überall, selbst von unseren Gegnern über die Rundschau gefällt wird, ist für mich der beste Beweis, dass das unregelmässige Erscheinen auf die Wertschätzung des Blattes keinen Einfluss ausübt. Die Hefte sind einzeln betrachtet auch so reichhaltig, dass der Leser weit über 4 Wochen gebrauchen wird um den Inhalt derselben gründlich durchzuarbeiten.

Der Gehalt der Hefte ist ja das Wichtige an der Rundschau und nicht das Datum des Erscheinens. Wer die Rundschau nur lesen sollte, um am 15. jed. Monats einige Bogen Papier regelmässig schon Vorhandenem hinzuzulegen, dem wird allerdings das Abonnement wenig Nutzen bringen. Erfreulicherweise sind mir unter meinen Abonnenten keine solchen Geister bekannt.

Ich muss aber auf diese Dinge hier hinweisen, da mir bekannt wurde, dass man in den Kreisen anderer theosophischer Zeitschriften das unregelmässige Erscheinen der Rundschau benutzt, um ihr Abonnenten abspenstig zu machen und sie für tot zu erklären. Das ist natürlich recht wenig theosophisch, wir müssen aber mit diesen Äusserungen leider recht oft rechnen. Ich denke, diese Notiz wird wohl genügen um unseren Lesern Orientierung zu verschaffen. Das nächste Heft folgt Anfang September und beschliesst sämtliche Fortsetzungen. Zugleich gelangt das erste Heft des XIII. Bandes zur Ausgabe, welches eine Reihe Überraschungen an guten Arbeiten für unsere Leser bringen wird. Als Propagandaheft wird dieses Heft ganz besonders geeignet sein.

*P. Z.*

**Körperbildung.** Unsere metaphysische Bewegung hat sich das hohe Ziel gesetzt, die Menschheit zu veredeln und zu vervollkommnen, betont aber oft zu sehr die geistige Seite allein, ohne zu beachten, dass wir eine Dreiheit von Körper, Seele und Geist sind, eine Dreiheit, die in allen ihren Teilen gleichmässig entwickelt werden muss. Schauen wir uns in unseren Reihen um, so sehen wir leider allzuviel kranke Gesichter, — die wenig davon verraten, dass ihnen ihre Weltanschauung eine Kraftfülle verliehen haben soll, die über die Andersgesinnter hinausreicht. Das alte Wort Mens sana in corpore sano ist immer noch der Weisheit letzter Schluss. Und wir wollen getrost, ehe wir uns an die Veredelung anderer wagen, erst uns selbst eine Basis schaffen, von der aus wir die Welt aus den Angeln heben könnten. Diese Basis ist eine gesunde Seele, d. h. ein nach den Gesetzen des Geistes geleitetes Innenleben und ein gesunder Körper, der im Stande ist den Regungen dieses Innenlebens Folge zu leisten.

Heute nur einige Bemerkungen über die Körperpflege. Es handelt sich bei aller Entwickelung stets um eine Erweiterung und Vertiefung des Bewusstseins. Kann ich mit bewusstem Empfinden meinen Körper in allen seinen Teilen durchdringen, so wird er mir auch in jeder Weise zu Gebote stehen. Die erste Stufe zu diesem Zustande lehrt uns das kleine Büchlein „Mein System" von J. P. Müller (2.— Mk. geb. 3.— Mk.) Es lehrt eine Reihe von Freiübungen, welche das Muskelsystem gleichmässig auszubilden im Stande sind, ohne dass wir dadurch irgendwie athletischer Muskelentwickelung ausgesetzt wären. Ich glaube zwar, dass die 18 Uebungen in der Zeit von 15 Minuten in vorgeschriebener Zahl für die meisten Menschen eine reichliche Anstrengung bedeuten, man ist ja aber nicht gezwungen sich nach den Vorschriften sklavisch zu richten. Jeder leistet soviel er kann. Man beachte dabei, dass es nicht nötig ist Uebungen dieser Art schnell und mit dem üblichen militärischen Ruck zu machen, im Gegenteil, der Ruck ist, wie auch Müller sagt, vom Übel, von Wert ist langsame, stets bewusste also auch beherrschte Bewegung. Die Müllerschen Übungen haben ausserdem den Voreil, die inneren Organe gründlich durchzuarbeiten. Durch regelmässige Wiederholung der Bewegungen wird man sich also auch vor einer ganzen Menge Stockungen im Organismus bewahren. Man mache jedoch die Übungen stets mit Vorsicht, da einige ziemlich anstrengend sind, und achte auf die Herztätigkeit. Die durch solche Übungen erzeugte körperliche Frische wird es verhindern, dass der Körper ungünstig auf unseren Gemütszustand einwirkt, es wird aber dadurch auch ermöglicht, dass die harmonischen Gebote unseres Innenlebens sich schnell und sicher im Körper sichtbar machen.

Noch einen weiteren Schritt vorwärts in der Ausbildung der Beherrschung des Körpers durch den Geist finden wir in der Erziehungs-Methode der Japaner, Dschiu-Dschitsu. Wenn sie sich auch zum Teil mit athletischer Entwickelung beschäftigt, so ist doch in erster Linie die Erziehung zur Beherrschung der Leidenschaft, zur Mässigkeit, zu Erlangung eines ruhigen Temperamentes der Hauptzweck. Japan soll dieser Methode seine grossen Erfolge im Kriege gegen Russland verdanken, was mit gewissen Einschränkungen wohl richtig ist. Im

Verlage von Julius Hoffmann, (Stuttgart) wird demnächst ein Werk über diese Methode erscheinen.

**Theosoph. Kongress.** — Am 8. 9. 10. Juli fand in London ein Kongress der Föderation europäischer Sektionen der Theosoph. Gesellschaft (Àdyar) statt. Präsident: Annie Besant. Sekretär: Johan van Manen (23 East Parade, Harrogate, England.) Die Abteilungen des Kongresses waren folgende: A. Brüderlichkeit, a) historisch, b) philosophisch, c) praktisch. B. Religion, Mystik, vergleichende Volkskunde u. s. w. C. Philosophie. D. Wissenschaft (einschliesslich „Grenzwissenschaften"). E. Kunst. F. Verwaltung, Propaganda, Arbeitsmethoden u. s. w. G. Okkultismus. Veranstaltet wurde eine Kunst- und Kunstgewerbe-Ausstellung von Werken hauptsächlich von Mitgliedern der T. G., ferner ein Konzert und musikalische Darbietungen während der Geselligen Vereinigungen. Auch ein Theaterabend im Court-Theater, Sloane Square, wurde arrangiert. Gewählt war ein kurzes ägyptisches Drama „The Shrine of the Golden Hawk." (Der Heiligenschrein des goldnen Habichts) von Miss Florence Farr. Die Verfasserin ist unsern Lesern bekannt durch den Artikel: „ein Traumbild" aus N. M. R. Band III (Neue Zählg.) Seite 138 ff.

**Die Traumtänzerin in Berlin.**

Im Wunderschlummer dieser Welt entrückt,
Erstandest Du dann wieder neu beseelt.
Ich schaute hingerissen und entzückt
Die Mystik mit der höchsten Kunst vermählt.

Umrauscht von Melodien, wardst selbst Du Klang,
Wardst Du zu Rhythmus, Wohllaut — zu Gesang!
Der starre Marmor regt sich, atmet — lebt;
Er schreitet, neigt sich, hebt sich — schwebt!

Was Menschenseelen fühlen und erleiden:
Des Daseins ganzer Jammer, alle Freuden;
Was gross und furchtbar ist, was hold und schön,
Erblickte ich als Kunstwerk vor mir steh'n.

So Bild um Bild ... Und stets von neuem Bild,
Was ich im Traum nur sah, schaut' ich erfüllt
Als wundersamste aller Wirklichkeiten.
Wer kann es mir enträtseln? Wer mir deuten?

Doch frag' ich nicht . . Ich preis' die hehre Kraft,
Die diese Welt von Schönheit uns erschafft
In einem Reigen herrlichster Gestalten;
Und fühl' erschüttert einer Allmacht Walten.

Mit diesen begeisterten Worten besingt Richard Voss die Kunst der Magdeleine G., der Traumtänzerin, die unter Führung des Münchner Arztes Dr. med. Freiherrn von Schrenck-Notzing die „metaphysische" Sensation des Jahres 1904 geworden ist. Da ich Gelegenheit hatte, Madame G. bei ihren Berliner Aufführungen kennen zu lernen, so ist heute der Augenblick geeigneter über sie und ihre Darstellungen zu sprechen, als zur Zeit der überschwänglichen Begeisterung im Frühjahr 1904 in München. Über die Münchner Aufführungen schrieb mir Hofrat Seiling: „Trotz meiner reichen Erfahrungen muss ich sagen,

dass ich noch nie so vollendete, unvergleichliche schauspielerische und tanzkünstlerische Leistungen gesehen habe. Besonders überraschend ist der Reichtum lebensvollster Ausdrucksmittel, ob Magdeleine nun verschiedenartigste Musik oder dichterische Suggestionen illustriert. Ganz erschütternd war die von lallenden Tönen begleitete Darstellung des letzten Auftrittes der Wildeschen Salome mit dem Haupt des Johannes. Streiten liesse sich jedoch darüber, ob die Reaktionen auf die Musik stets richtig sind, was ja eine Kongenialität mit dem jeweiligen Komponisten voraussetzen würde. Besonders merkwürdig ist, dass Magdeleine vermöge ihrer divinatorischen Begabung bisweilen (bei Improvisationen) kommende Klangwirkungen zu ahnen scheint, wie man aus gewissen Posen und Übergangsbewegungen schliessen muss." —

Ausserdem gingen mir eine grosse Zahl Zeitungsartikel zu, welche die Kunst Magdeleines behandelten. Unter diesen ist eine scharfe Kontroverse zwischen Prof. Dr. Klein, Spezialarzt für Frauenleiden und Dr. med. von Schr.-N. besonders hervorzuheben, in welcher Klein das Vorhandensein einer Hypnose in Zweifel zieht. Ferner liegt mir eine grössere Schrift vor: Die Traumtänzerin Magdeleine G., eine psycholog. Studie über Hypnose und dramatische Kunst unter Mitwirkung des Dr. med. F. E. Otto Schultze (Naumburg) von Dr. Frhrn. von Schrenck-Notzing (München). Stuttgart (Enke) 1904.

Zunächst unsere Eindrücke. Wohltätigkeitsvorstellung im Theater des Westens am 12. Febr. 05. Mitwirkende Frau Auguste Prasch-Grevenberg, Frl. Roxy King, die Herren Hans Pfitzner, Emanuel Reich, Paul Wille, Ackermann, von Zadarra, W. Cavallery, F. Burmeister. Dekoration ein Garten, rechts eine Bank.

Magdeleine G. betritt die Bühne mit schnellen Schritten und setzt sich auf die Bank. Einige Akkorde erklingen hinter der Szene. Magdeleine lehnt sich zurück, schliesst die Augen — es dauert vielleicht eine Minute, knapp zwei, und sie erhebt sich anscheinend im Zustande eines Schlafes. Die Musik wird reicher, es entwickeln sich Phantasien über Chopin'sche Themen und Magdeleine begleitet sie mit ihren Bewegungen. Ihr schlanker, schöner Körper ist wie eine weiche Feder, die jedem Lufthauch nachgibt, die kleinsten musikalischen Veränderungen veranlassen sie zu einem Ausdruck. Durakkorde und hohe Tonlagen lassen Freude in ihrem Wesen aufsteigen, Mollakkorde und tiefe Lagen drücken sie herab, sie beugt sich zur Erde mit schmerzlichem Ausdruck. Es folgen unmittelbar darauf Deklamation, Violinspiel, Gesang, Harmonium, und wiederum Klavierspiel in schnellem Wechsel, und in grellem Gegensatz beständig freudige und traurige Stimmungen. Gretchen in der Kirche wird erschütternd dargestellt. Je mehr wir sehen, um so mehr fühlen wir ihren Schmerz, ihre Lust mit, wir stampfen mit Riesensprüngen über die Höhen und Tiefen der Gefühle mit, um nach halbstündiger Vorstellung im Walzertakt zu endigen. Die Musik schweigt. Magdeleine steht starr inmitten der Bühne. Eine Dame kommt, führt sie zur Bank, Magdeleine erwacht, bedankt sich für den nun losbrechenden Applaus und der Vorhang fällt. Wir stehen da, berauscht, verzückt, verdutzt, erwartungsvoll, als müsste die Sache noch weiter gehen und zuletzt ernüchtert. Der Walzer hat alles verwischt. Alle Eindrücke verschwinden vor der leichtsinnigen Melodie,

die wohl schöne Tanzbewegungen zeitigte, aber nichts, was uns eine neue Kunst gelehrt hätte, nichts, was uns unmöglich erschienen wäre. So können auch unsere grossen Tänzerinnen tanzen. Und hatte sie nicht gerade bei diesem Tanz als sich der leichte Shawl um die Augen schlang, mit hastigem Griff die Augen befreit? Hatte sie nicht vorsichtig den Raum bei allen Bewegungen bemessen. Stand sie nicht ständig dem Publikum zugewandt, wo sie sich bei ihrer starken Empfindlichkeit hätte der Tonquelle zuwenden müssen? Und dagegen erinnern wir uns der Stellungen beim Händel'schen Largo und einigen anderen Tonfolgen, in denen sie den Kopf nach hinten überlegt, sich rückwärts langsam zur Erde gleiten lässt in einer Weise, wie es dem wachbewussten Künstler in der Tat unmöglich ist, es sei denn er käme in „Ekstase". Dann wird auch er so „Traumtanzen" können wie Magdeleine. — In welchem Zustand befindet sich nun Magdeleine? Ich habe sie leider nicht untersuchen können weder physisch ihrem Nervenzustande nach, noch magnetisch, noch die Veränderungen ihrer Aura. Gelohnt hätte es sich.

So kann ich nur nach einigen Beobachtungen und dem von Schrenck'schen Buche mein Urteil bilden. Magdeleine erscheint als eine Sensitive im Sinne Reichenbachs, doch ist eine hysterische Veranlagung nicht in Abrede zu stellen. Der Zustand beim Tanzen wird schwerlich dem einer tiefen Hypnose entsprechen, eher wohl einem hystero-somnambulen Zustand, in dem der Ätherkörper Magdeleine's die Oberhand gewinnt und das Tagesbewusstsein übertönt. Wir stehen zwar mit unseren Ansichten über die Hysterie und ihre Beziehungen zum Ätherkörper recht einsam da, da nur wenige okkult geschulte Forscher uns in diese Studien folgen können. Wir können aber vielleicht doch ohne Anstoss zu erregen einige Bemerkungen darüber machen. Nach Dr. Baraducs Anschauungen ist die Hysterie eine fluidische Erkrankung, d. h. sie sitzt im Ätherkörper des Menschen. Beobachtungen haben uns gezeigt, dass sie wahrscheinlich durch Schwankungen des Ätherkörpers im physischen Körper entsteht, die Axen beider Körper bilden spitze Winkel miteinander. Dadurch erklären sich die Phänomene des doppelten Bewusstseins recht einfach, da das Bewusstsein je nach seinem Inhalt und seiner Intensität bald auf diesen, bald auf jenen Körper übergeht und so die Eindrücke der Aussenwelt wie sonstige Vorstellungen verschwommen und verdreht werden. Bei allen Hysterischen, die ich beobachtete, konnte ich eine übermässige Entwickelung des Ätherkörpers konstatieren. Daraus erscheint es verständlich, dass Hysterische auf alle Empfindungsqualitäten so lebhaft reagieren. So auch bei Magdeleine, deren Ätherkörper allem Anschein nach durch Tonschwingungen so ausserordentlich erregt wird, dass alle andern Funktionen sich diesen Reizen unterordnen müssen. Dabei übertragen sich die Reize natürlich soweit als möglich in den Formen der vorhandenen Bewegungsvorstellungen als Bewegungen in Zeit und Raum. Ich bitte diese Gedanken lediglich als Anregungen zu betrachten. Es liegt mir fern damit entgiltige Urteile abgeben zu wollen. Die Ätherforschungen sind so jungen Datums und so schwierig, dass es noch langer Zeiträume bedarf, ehe wir zu feststehenden Behauptungen berechtigt sind.

Inzwischen mag man sich mit diesen oder mit den Anschauungen der herrschenden Wissenschaftsrichtung bescheiden. v. Schr. N. gibt über Magdeleine das Urteil ab, zu dem auch 17 sie beobachtende Ärzte gelangt sind: „die mimischen Darbietungen Magdeleines gehen in einem hystero-hypnotischen Zustande vor sich.“

In Berlin erregte die Traumtänzerin weit weniger Aufsehen als in München. Ja, man war mit ihren Leistungen zum Teil recht unzufrieden. Das mochte wohl daher rühren, dass erstens, und das ist das Wichtigste der Magnetiseur Magnin sich an den Vorführungen nicht beteiligte. M. versetzte sich auf Anregung v. Sch's. autosuggestiv in den somnambulen Zustand. Natürlich ist eine Autosuggestion unter den beunruhigenden Einflüssen einer grossen Zuschauermenge nicht so wirksam, wie der Einfluss einer kräftigen zweiten Person. Auch ist nicht erwiesen, ob nicht doch ein magnetischer Einfluss von Magnin auf Magd. ausgeübt wurde. v. Schr. sagt zwar, Magnin hätte die Braid'sche Hypnotisierungsmethode angewendet, doch ist eine Untersuchung seines magnet. resp. odischen Einflusses nicht angestellt worden. Jedenfalls hat er, ob bewusst oder unbewusst müssen wir dahingestellt sein lassen, der Somnambulen einen gewissen Rückhalt in dem Rapport mit ihm geboten. So war sie gegen fremde Einflüsse besser geschützt und konnte sich mit grösserer Ruhe den Eindrücken von Wort und Ton hingeben. In den Berliner Aufführungen stand M. völlig ohne Schutz auf sich selbst angewiesen; ich halte dies für einen grossen Nachteil für ihre Gesundheit wie für ihre Darbietungen. Die Kunstleistungen scheinen im allgem. hier weniger gut gewesen zu sein, da auch die Kritik nur geringe Begeisterung zeigte, und die gesundheitliche Schädigung ist leider auch nicht ausgeblieben, da M. in Hannover, wohin sie von Berlin aus ging, erkrankte.

Vielleicht wird sie nach diesen Erfahrungen zur Einsicht kommen, dass die Aufführungen ohne Magnetiseur zu keinem guten Ende führen, vielleicht sieht auch Herr von Schr. ein, dass nicht die Hypnose oder die Suggestion der springende Punkt bei diesen Experimenten sein darf; sondern lediglich die Spannung der Nervenströme, die einzig durch den geübten Magnetiseur erzeugt und richtig geleitet werden kann. Es handelt sich hier um odische und aurische Vorgänge in viel höherem Grade als um suggestive Vorstellungen. Und alle Misserfolge mit Magd. sind meiner Ansicht nach auf das Missverstehen dieser fundamentalen Vorgänge zurückzuführen. — Noch einige Worte über die v. Schrencksche Studie möchte ich hinzufügen. Abgesehen von den Punkten, in denen ich mich grundsätzlich von v. Sch. unterscheide, fordert diese Arbeit unsere Anerkennung in jeder Weise heraus. Sie ist erschöpfend soweit dies bei solchen Vorgängen möglich ist. Sie ist eine glückliche Mittellinie zwischen Anerkennung und Skepsis und ist mustergültig in ihrer Sorgfalt und Umsicht. Auf die vielen interessanten Fragen, die die Lektüre wachruft, einzugehen müssen wir uns leider hier versagen. Auf die akustischen Untersuchungen des Herrn Dr. med. Otto Schultze kommen wir bei der Besprechung der Musikphantome in einem der nächsten Hefte zu sprechen. Jedenfalls ist die Arbeit von Schrenck's in jeder Hinsicht

beachtenswert. Wir haben in unserer Literatur nur noch wenige Arbeiten, die wir ihr an die Seite stellen könnten, so z. B. von Krafft-Ebing über Somnambulismus.

**Ellen Key in Berlin.** — Im Frühjahr weilte die schwedische Schriftstellerin Ellen Key in Berlin und hielt eine Reihe von Vorträgen, in welchen sie unter grösster Beteiligung besonders weiblicher Zuhörer ihre Ideen über den neuen Menschentypus und über die Entwickelung der Liebe und Ehe darlegte. Auf ihre Ansichten, die sich in vielen Punkten mit den unseren decken, komme ich bei Besprechung ihres neuesten Werkes zurück. Heute nur soviel, dass Ellen Key den Eindruck eines lieben hochentwickelten Menschen macht, dessen ganzes Herzblut seine Ideale durchrinnt, und das nicht nur Kopfarbeit geleistet hat, sondern dessen Arbeit auf inneren Kämpfen und eigenen Erfahrungen tiefster Art gegründet ist. Ihren Zuhörern wird das liebe prächtige Gesicht Ellen Keys unvergesslich sein. Auf ihr ganzes Wesen passt sehr wohl das Nietzschewort: „Mund bin ich worden ganz und gar und Brausen eines Bachs aus hohen Felsen; hinab will ich meine Rede stürzen in die Täler. Und mag mein Strom der Liebe in Unwegsames stürzen! Wie sollte ein Strom nicht endlich den Weg zum Meere finden!"

**Das Rätsel der Sphinx.** Um die Bedeutung jener Steinbilder Aegyptens, von denen das gewaltigste die Sphinx bei den Pyramiden von Giseh ist, ist unter den Gelehrten viel gestritten worden; neuerdings hat die Forschung auch in das Sphinx-Rätsel Licht gebracht. Die Sphinx stellt nämlich, wie eine englische Zeitschrift mitteilt, nichts weiter dar, als ein Riesenbild des Ra-Harmachis, des Morgengottes, der die Finsternis besiegt und der aufgehenden Sonne das Antlitz zuwendet. Diese Lösung ward ermöglicht durch Inschriften, die auf den Wänden eines Tempels gefunden wurden, der unter der Sphinx und um sie herumliegt. Dieser Tempel, der durch einen amerikanischen Gelehrten freigelegt wurde, war der Verehrung des Harmachis geweiht; einige in den Stein gehauene Gemächer waren die Gräber von Königen und Priestern, die sich seinem Dienst geweiht. 1896 wurde eine Art steinerne Kopfbedeckung gefunden, in die vorn das Bild der heiligen Uräusschlange eingemeisselt war; dieser Stein bedeckte einst wie ein königlicher Helm das Haupt der Sphinx, der ihr mächtiges Aussehen noch gewaltiger staltete, zumal er vergoldet war. Die Sphinx ist ein ganz freistehendes und selbständiges Werk. Rumpf und Kopf sind in grossen Zügen aus dem harten Felsen herausgehauen, aber dann wurde noch mit Sandstein mancherlei daran gebaut, um die Linien deutlicher hervorzuheben und Fehler im Gestein zu verbergen. Diese an den Felskörper angebauten Teile sind heute für den Beobachter sehr deutlich sichtbar, früher aber waren sie verborgen, denn einst war nach der Meinung der Gelehrten das ganze Bildwerk mit einer Glasur bedeckt. Noch jetzt kann man kleine Stücke dieses glänzenden Ueberzuges finden, die den glasierten Ziegeln ähnlich sind, die man in Gräbern und Ruinen findet. Einige Museen bewahren sogar sehr grosse Blöcke dieser Art auf, die strahlend gefärbt und künstlerisch gezeichnet sind, und noch eine Vorstellung davon geben, wie farbenfreudig und prächtig die Sphinx sich dargestellt haben mag, bevor ihr Glanz von den Persern und Mo-

hamedanern zerstört wurde. Heute macht das Bildwerk noch einen bezwingenden Eindruck, wenn auch der Ausdruck des Antlitzes ganz leer und undeutlich ist; alle Schönheit ist dahin. Die Nase, Lippen und die ganzen Gesichtszüge sind verstümmelt von Vandalen, unter denen die Soldaten Napoleons die schlimmsten gewesen sein sollen. Doch die Zerstörung begann schon vor der christlichen Zeitrechnung, damals, als Kambyses Aegypten besiegt hatte. —

Man vergleiche dazu den Artikel „Die Sphinx" von Anna Pharos N. M. R. Band VII, S. 1 u. ff. u. die Abbildung.

**Eine altägyptische Schatzkammer.** Aegypten hat der geschichtlichen Forschung wieder eine grosse Ueberraschung bereitet. Dem englischen Archäologen Th. Davis, der schon früher besonderes Glück hatte, ist, nach dem „Schwäb. Merkur", abermals ein Fund gelungen, der alle bisherigen, in Ägypten zutage gekommenen Schätze überragt. Es handelt sich um ein Königsgrab in Theben, wo Davis im Februar d. J. bei seinen Ausgrabungen auf eine Treppe stiess, die zu einem früher nicht geöffneten Grab hinabführte. Nachdem eine Öffnung gemacht worden, kroch Davis in den Raum, wo eine Treppe zu einer anderen, von grossen Steinen verschlossenen Tür führte. Auch diese öffnete man, und es zeigte sich nun, dass man eine wahre Schatzkammer vor sich hatte. Dort lagen Mumiensärge mit eingelegtem Gold, riesige Alabastervasen von auserlesen hübschen Formen, Stühle und Kästen, die von Goldbelag strahlten und prächtig bemalt waren. Es dauerte mehrere Tage, bevor man einen Überblick über alle Schätze gewann. Die neugeöffnete Grabkammer ist etwa 30 Fuss lang, 15 Fuss breit und 8 Fuss hoch. Rechts am Eingang standen zwei grosse Sarkophage von schwarz gemaltem Holz mit reicher Vergoldung und eingelegtem Gold auf der Aussenseite, während die Innenseite Einlagen von Silber enthielt. Über einer Goldmaske, die zu einer der Mumien gehörte, lag ein Schleier von schwarzem Musselin. Die Inschriften zeigten, dass man es mit der Begräbnisstelle der Eltern der berühmten Königin Teie zu tun hatte. Teie, eine merkwürdige Frau, war die Mutter des Königs Amen-Hotep IV., der die ägyptische Religion erneuern wollte. Frühere Funde deuteten darauf hin, dass diese Königin aus einem mesopotamischen Geschlecht stammte. Dies wird jetzt bestätigt, wobei sich gleichzeitig ergibt, dass sie nicht von königlicher Geburt war, was sie jedoch nicht hinderte, einen grossen Einfluss auszuüben. Die vielen Inschriften, die zu Tage gefördert wurden, dürften dazu beitragen, Licht über die Glanzzeit Ägyptens in der Zeit der 18. Dynastie zu werfen. Damals war dort, wie sich ein Zeitgenosse ausdrückte, „Gold so allgemein wie Sand", so dass das Land im weitesten Sinne ein wahres Kalifornien gewesen sein muss.

**Eine Steinkugel, die sich selbst dreht,** besitzt nach dem Bericht einer in New-York erscheinenden wissenschaftlichen Wochenschrift der Kirchhof der Stadt Marion in Ohio. Dort steht ein Denkmal, das auf einem schweren Sockel eine grosse Steinkugel von fast drei Metern im Durchmesser trägt. Diese Kugel dreht sich langsam in einer Richtung von Nord nach Süd um eine wagerechte Achse, und zwar sind die Sonnenstrahlen vermutlich die treibende Kraft. Das Denkmal wurde schon vor einer Reihe von Jahren errichtet. Erst

im Frühjahr des vorigen Jahres bemerkte man, dass die Steinkugel ihre Lage von selbst verändert hatte. Seitdem hat man genaue Beobachtungen und Messungen angestellt und unleugbare Beweise für die Drehung des Steins erhalten. Die Kugel war auf dem Sockel nie besonders befestigt, aber auf einen durch den Mangel an Politur kenntlichen Fleck gesetzt worden, indem man annahm, dass so die Reibung des rohen Steins genügen würde, die Kugel in ihrer Lage festzuhalten. Der Fleck ist nun im Lauf der Jahre zum Vorschein gekommen und befindet sich jetzt schon beinahe in halber Höhe des Meridians der Kugel. Seit Anfang August des vorigen Jahres hat sich dieser Fleck weiterhin um 13 Zentimeter verschoben. Dass sich jemand mit der Kugel einen Scherz erlaubt hätte, um andere Leute zu täuschen, ist wohl ganz ausgeschlossen, denn die Kugel hat ein Gewicht von 42 Zentnern, und ihre Bewegung würde demnach eine besondere Maschinerie erfordern. Da sich die Selbstdrehung gerade von Nord nach Süd vollzieht, so liegt der Schluss ganz nahe, dass sie mit der ungleichmässigen Erwärmung durch die Sonnenstrahlen zusammenhängt. Immerhin gesteht Prof. Gilbert, vielleicht der bedeutendste lebende Geologe in Amerika, ein, dass er die Drehung der Kugel nur begreifen würde, wenn sie in umgekehrter Richtung erfolgte. Eine befriedigende Erklärung des Wunders wird vielleicht erst nach einer längeren Zeit der Beobachtung gefunden werden.

**Ein vorgeschichtlicher Blasenstein.** In der letzten Sitzung der Londoner Pathologischen Gesellschaft wurde ein Gegenstand vorgezeigt, der bisher wohl einzig in seiner Art dasteht. Es war ein Blasenstein, den Prof. Elliot Smith in einem Grabe der vorgeschichtlichen Begräbnisstätte zu El Amrah in Oberägypten gefunden hat. Da das Grab noch erheblich älter sein musste, als die Zeit des ältesten ägyptischen Königs Menes, dessen Regierung 4800 vor Christi Geburt verlegt wird, so ist das Alter des merkwürdigen Steines auf wenigstens 7000 Jahre zu schätzen. Er wurde zwischen den Hüftknochen eines etwa 16jährigen Knabens gefunden und bestand aus fester Harnsäure, die bei der chemischen Untersuchung die gewohnte Eigenschaft zeigt. Der Fund hat aber noch eine allgemeinere Bedeutung. Aus der chemischen Zusammensetzung des Steines geht nämlich hervor, dass die vorgeschichtlichen Bewohner Ägyptens Fleischesser waren, also Jäger gewesen sein müssen, während die alten Ägypter der geschichtlichen Zeit hauptsächlich von Pflanzenkost gelebt haben. Das geht daraus hervor, dass die Blasensteine bei den Indern die noch heute hauptsächlich Pflanzenstoffe essen, eine Beimischung von Oxalsäure enthalten. Dass dieser Schluss mit Bezug auf die Urbewohner Ägyptens richtig ist, wird noch durch die Entdeckung von Lanzenspitzen aus Feuerstein in den vorgeschichtlichen Gräbern bestätigt. Noch heute ist das Vorkommen von Blasensteinen in Ägypten sehr häufig und zwar in Zusammenhang mit der eigentümlichen Bilharzia-Krankheit, die durch einen Wurm hervorgerufen wird. Ob auch dies Leiden schon in vorgeschichtlicher Zeit in Ägypten vorhanden gewesen ist, hat sich durch die Gräberforschung bisher nicht ermitteln lassen.

**Totenschau.** — Am 7. Juni 1905 verschied im 57. Lebensjahre in Schandau der bekannte Magnetopath Gustav Dittmar aus Dresden an den Folgen eines

Unglücksfalles, welcher ihm bei Ausübung seines Berufes zustiess. Dittmar war am 6. Febr. 1849 geboren und hat nahezu 25 Jahre unter uns als tüchtiger Magnetopath gewirkt. Er war einer von den wenigen Magnetiseuren, welche der theosophischen Weltanschauung huldigen. Von seinen Schriften ist zu erwähnen: Die Urheilkunde der Natur und die Praxis des Heilmagnetismus, eine kleine Schrift über Migräne und ein Vortrag über Heilkunde vom Standpunkt des heutigen Wissens. Dittmar war längere Zeit 2. Vorsitzender der Vereinigung deutscher Magnetopathen. — — Auf einer Forschungsreise starb im Mai ds. J. in Port of Spaine (Trinidad) im 79. Lebensjahre der berühmte Ethnologe und Direktor des Berliner Völker-Museums Prof. Dr. Adolf Bastian. Seiner wissenschaftlichen Bedeutung hier gerecht zu werden ist uns unmöglich. Wir wollen nur darauf hinweisen, dass er, vor Jahren ein erbitterter Gegner von Frau Blavatzky, in den letzten Jahren sich ihren Anschauungen immer mehr näherte, gedrängt durch die Gewalt der Tatsachen, die sich ihm bei seinen ausgedehnten Reisen entgegenstellten. Er schien dies auch zu fühlen und hat mit mancher Wendung in seinen letzten Schriften die veränderte Lage angedeutet. Seine Schriften, unschätzbare Materialiensammlungen, die aber fast nur für den Gelehrten verwertbar sind, bieten gerade für den Studierenden der Geheimlehre eine Fundgrube für die Beweise für unsere Weltanschauung. — — Pater Denifle, der gelehrte Dominikaner, der durch seine Arbeiten über die Mystiker des Mittelalters, die Universitäten des Mittelalters etc. sich einen guten, und durch die Verunglimpfung Luthers in seinem Werke „Luther und das Luthertum" einen schlechten Ruf erworben hat, ist am 10. Juni 1905 in München gestorben. — — Aus Amerika erhalten wir die traurige Nachricht vom Ableben unseres lieben theosophischen Freundes Dr. med. Hiller in San Franzisko. Hiller war eine tüchtige Kraft für die theosophische Sache. Als Arzt nnd Leiter einer grossen homoeopathischen Poliklinik hatte er bedeutenden Ruf.

**Allerlei.** — In Spielwarengeschäften ist neuerdings ein hübsches Spielwerk belehrender Art zu haben: eine Puppe, welcher alles nötige Material zu den Prozeduren der Naturheilkunde beigegeben ist, als da sind: Unterleibspackung, Brust-, Waden-, Kopf- und Halswickel, Thermometer, Schwamm und Kanne zu den Kneippgüssen etc. Der Gedanke, auf diese Weise schon den Kindern die Anwendung der Wickel beizubringen, ist entschieden ein glücklicher zu nennen. Helene Zillmann hat dazu eine kleine Anleitung für die kleine Puppendoktorin geschrieben. Die Puppe ist in allen grösseren Spielwarengeschäften zu haben oder direkt durch den Verfertiger, Kaufmann L. Glenk, Fürstenwalde b. Berlin, zu beziehen.

Am 16., 17., 18. Sept. findet die 10. Konvention (weshalb sagt man nicht Jahresversammlung?) der Theosoph. Gesellschaft, Deutscher Zweig, in Berlin statt. Sitzungen finden Wilhelmstr. 120, I statt. Sonnabend, 16., 8½ Uhr, Geschäftliche Sitzung. Sonntag, 17., 11 Uhr, Matinée. Abends 8 Uhr, grosse öffentliche Versammlung im grossen Saale des Vereinshauses, Wilhelmstr. 118. Vorträge: Paul Zillmann: H. P. Blavatzky als Kulturträger des 20. Jahrhunderts. — Sandor Weiss: die Religion des praktischen Lebens. — Oskar Stoll: das Geheimnis der Macht. Montag, 18., 8½ Uhr, Geselliges Beisammensein.

---

# Literatur.

*Die besprochenen Werke sind durch den Verlag der Neuen Metaphysischen Rundschau (Paul Zillmann), Gross-Lichterfelde, zu beziehen.*

---

**Loti, Pierre,** Indien (ohne die Engländer). **Autorisierte Übersetzung von M. Toussaint. Berlin 1905. (3.—)**

Ein Buch von Pierre Loti seiner schönen Sprache, seiner scharfen Beobachtung, seiner plastischen Schilderung wegen loben, hiesse Eulen nach Athen tragen. Loti ist aber nach Indien gereist, um nach dem Geheimnis des Landes zu suchen und hat dort die Theosophen in Adyar und Benares gesprochen, das ist es, was uns besonders für das Buch interessiert. In Ceylons Felsentempeln beginnt seine Reise; in Travankur überreicht er dem Maharajah einen französischen Orden; in Chri-Ragam wohnt er der grossen Prozession bei; von Madura eilt er nach Pondichery, der kleinen französischen Stadt. Dann finden wir ihn wieder im Hungerdistrikt, in dem die Reise von Haiderabad nach Golkonda geht und nach der schönen rosafarbenen Stadt Jaipur, in der die Menschen reichlich essen und trinken, in der die Krokodile und Schildkröten mit ganzen Haufen Fleisch gefüttert werden, und vor deren Toren die armen Landbewohner zu Tausenden verhungern. Das Bild, welches Loti uns von diesen Zuständen entwirft, ist furchtbar. Kann es eine grössere Grausamkeit geben, als alle diese Menschen, die das veränderte Klima von ihrer Scholle treibt, erbarmungslos hinsterben zu lassen, während man selbst mit Nahrungsmitteln wüstet? Unwillkürlich fragt man sich, ob dies schliesslich das Resultat der hohen Philosophie ist, deren Erben und Träger die Indier sind? Gerade diese Zustände zeigen uns, dass uns das Indien von heute nichts zu bieten hat, dass seine Bewohner auf dem letzten Ende des absteigenden Astes angekommen sind, ein furchtbares Fazit unter die Rechnung der Verneinung des Lebens schreibend. Ganz richtig vergleicht Loti Indien mit einem alten Weibe, es ist kindisch geworden. Die tiefen Symbole seiner Religion, die von keinem anderen Glaubenssystem auch nur annähernd erreicht werden, was Umfang und Durcharbeitung betrifft, sind zu einem kindischen Mummenschanz aus Papierflitter und Bambusgestell herabgewürdigt. Was unsere abendländische Philosophie befruchtet, dass eine Geistessaat voller Klarheit aufzugehen beginnt, wie zu keiner Zeit vorher, das ist in Indien selbst zur wüsten Narretei oder zum unverstandenen Fetisch geworden.

Dieser geistigen Verirrung gegenüber steht die kleine theosophische Gemeinde, die es, von allen Seiten angefeindet, versucht den Geist der alten indischen Glaubenslehren wieder zu neuer hoher Flamme zu entfachen. Ob sie dazu imstande sein wird? Fast möchte ich es bezweifeln, da sich von jenem Geist, der ihre Gründerin beseelte, und der, so lange sie im Körper unter uns weilte, die Individualitäten ihrer Anhänger weit über das Gewöhnliche hinaushob, nur noch wenig zeigt. Mit den anderen Zeiten sind andere Menscheu, andere Gesinnungen in unsere Reihen eingezogen, beides nicht zum Vorteil der hohen Ziele, die sich die Bewegung gesteckt hat.

In Adyar treffen wir Loti bei Olcott, der ihm den Buddhismus nahebringt: „Ein Himmel ohne persönlichen Gott, eine Unsterblichkeit ohne eigentliche Seele, eine Läuterung ohne Gebet", das ist die Belehrung, die er aus dem Theosophischen Hauptquartier mit fortnimmt. Sie macht ihn unglücklich, so hatte er sich der Weisheit letzten Schluss nicht gedacht. Doch in Benares, tröstete ihn Olcott, würde er das finden, was er braucht, den esoterischen Brahmanismus, der ihm das Gebet und die Hoffnung auf ein Wiedersehen nach dem Tode wiedergeben soll. Er eilt also über Jaggernauth nach der heiligen Tempelstadt, wo er das Haus der Weisen findet im Hintergrunde eines alten Gartens. „Es ist ganz weiss gekalkt und hat grüne Fensterläden, wie ehemals die Häuser in meiner Heimat. Aber das Dach, das ringsherum weit überhängend eine auf weissen Säulen ruhende Veranda bildet, erinnert an das Land, in dem ich mich befinde, zeugt von einer Zone ewigen Sonnenscheins. Hingegen macht der Garten einen auch nicht im mindesten fremdländischen Eindruck, die Büsche desselben ähneln den unsern, und blühende Rosenstöcke umsäumen die schmalen, altmodisch angelegten Wege." In diesem Hause spricht er mit Annie Besant: „Um sie zu prüfen, spreche ich zuerst von einer anderen Frau (Mad. Blavatzky), die ihr hier vorangegangen ist, die lange Jahre unter diesen Weisen gelebt hat und deren traurige Berühmtheit allein genügen könnte, mich misstrauisch zu machen; sagt man doch, dass sie als Betrügerin und Gauklerin überführt worden sei."

— „Meinen Sie nicht, dass sie entschuldbar ist, wollte sie uns doch von den ihr gewordenen Enthüllungen überzeugen, indem sie Wunder zu vollbringen suchte? . . . Der Zweck war doch jedenfalls ein guter! . . ."

— „Man ist niemals entschuldbar, wenn man täuscht, und nie kann Gutes aus der Lüge entstehen", antwortete sie mir, mich freimütig anblickend."

Es ist jedenfalls charakteristisch hier zu erfahren, wie Frau Besant über die Frau „urteilt", deren Lebenswerk sie fortzusetzen beabsichtigt. Gleich darauf fährt sie zu Loti fort. „Sie müssen geloben, alle Menschen als Ihre Brüder anzusehen, ohne Unterschied der Kaste oder der Hautfarbe und dem bescheidensten Arbeiter mit der gleichen Rücksicht zu begegnen wie dem Fürsten. Sie müssen geloben, mit allen Ihnen zu Gebote stehenden Mitteln nach der Wahrheit im geistigen, antimaterialistischen Sinne zu suchen." Dann kann er ein Mitglied der Gesellschaft werden.

Loti tritt der Theosoph. Gesellschaft bei und beschliesst sein Buch mit einem Aufruf an seine Leser, seine unbekannten Brüder, auch gleich ihm sich in die

Schätze der Vedenliteratur zu vertiefen und nach jenem Brahman zu suchen, „der in der Tiefe dunkler Abgründe herrscht, der Gott ohne greifbare Beziehung zum sichtbaren Weltall; Brahma, der in Wahrheit Unaussprechliche, er, der jenseits aller Gedanken herrscht, über den man nichts sagen kann, da er sich nur durch das Schweigen offenbart."

**Germanen-Bibel**; aus heiligen Schriften germanischer Völker herausgegeben von Wilhelm Schwaner. Berlin 1905. (6.—)

Von vielen Seiten kommt die Anregung, die jüdisch-christliche Bibel durch eine Sammlung von religiösen und philosophischen Litteraturwerken zu ersetzen, denen die Nachteile der biblischen Texte nicht anhaften und die ihrem Gehalt nach unserer Zeit näher stehen. Den ersten derartigen Versuch hat Schwaner mit seiner Germanenbibel gemacht, ein Versuch, der ihn recht gut geglückt ist. Er hat es mit feinem Takt verstanden aus den Geistesschätzen unseres Volkes das Beste herauszuheben. Gerade in der Beschränkung, die er sich auferlegt hat, zeigt er das tiefe Eindringen in deutsches Wesen, in das, was eine Germanenbibel enthalten muss. Nur 30 Namen sind hier versammelt, dreissig der Besten, dreissig, um die uns jede andere Nation beneidet: Luther, Klopstock, Lessing, Herder, Pestalozzi, Goethe, Schiller, Jean Paul, Hölderlin, Kleist, Novalis, Schefer, Hebbel, Rosegger, Eckhart, Böhme, Leibniz, Kant, Fichte, Schleiermacher, Schelling, Hegel, Schopenhauer, Nietzsche, Dühring, Friedrich d. Gr., Stein, Arndt, Lagarde, Bismark. Man möchte wohl manchen Namen noch eingereiht sehen, doch wollen wir mit diesen reichlich zufrieden sein, „es war ja der erste Versuch, den Deutschen in einem Buche zu zeigen, welche Schätze von ihren Propheten hinterlassen wurden! Gehen nachher Berufenere an die Vervollkommnung der Germanenbibel, und bringen sie ebensoviel Liebe zur deutschen Art mit, wie sie mich den ersten Sammler, beseelte," sagt Schwaner im Nachwort, „dann wird werden, was die Besten der letzten Jahrhunderte und Jahrzehnte ersehnt: das gleichweitige Gegenstück der Juden- und Christenbibel! Und spätere Geschlechter mögen dann aus Bhagavad-Gita, den Veden, Keilschriftgesetzen, der Juden, Christen, Germanen-, Romanen- und Slavenbibel das schaffen, was einst alle einen und beseligen wird: die Menschheits-Bibel!"

**Tolstoi, L. N.**, Kritik der dogmatischen Theologie. Übersetzt von Carl Ritter. 2 Bde. Lpzg. 1904. (7.50, geb. 9.50.) Sämtl. Werke II. Serie 1. 2.)

„Darüber, weshalb ich früher Christi Lehre nicht verstanden und wie und warum ich sie später begriffen, habe ich zwei grosse Werke geschrieben: eine Kritik der dogmatischen Theologie und eine neue Übersetzung nebst einer Harmonie der vier Evangelien mit Erläuterungen. In diesen Schriften bemühe ich mich, methodisch, Schritt für Schritt, alles zu untersuchen, was den Menschen die Wahrheit verhüllt, und übersetze von neuem die Evangelien, Vers für Vers vergleiche ich und suche die Übereinstimmung in den vier Evangelien"; so schreibt Tolstoi über seine Beschäftigung mit der christl. Theologie in der Schrift: „Mein Glaube", also vor seiner Beschäftigung mit den sozial-ethischen Themen. Die Kritik der dogmatischen Theologie liegt uns heute in trefflicher Ausgabe zum ersten Male verdeutscht vor. Mit welcher Energie er den theologischen Irr-

lehren zu Leibe rückt, verraten die Schlussworte der Einleitung: „Ich begriff endlich, dass jene ganze Glaubenslehre, in der, wie mir damals schien, der ganze Glaube des Volkes enthalten sei, dass all das nicht nur eine Unwahrheit, sondern geradezu ein von ungläubigen Menschen verübter Betrug ist, der sich im Laufe der Jahrhunderte ausgebildet und ein bestimmtes, auf eine schlechte Sache gerichtetes Ziel hat."

Er stellt nun diese Irrlehren „nach dem Symbol des Glaubens, dem Sendschreiben der morgenländischen Patriarchen, dem Katechismus des Philoret, hauptsächlich aber nach der „Dogmatischen Theologie" des Makarius dar, einem Buche, das von der Kirche als die beste dogmatische Theologie anerkannt ist"

Die griechisch-katholische Kirche ist uns Westeuropäern fast unbekannt. Erst die Lektüre dieser Tolstoi'schen Arbeit gibt uns einen Einblick in ihr religiöses Leben, allerdings einen solchen, dass man kaum Lust verspüren wird, sich mit diesen orthodoxen Gedankengebäuden noch weiterhin zu beschäftigen. Allzuschwer hat es Tolstoi gewiss nicht gehabt, diese Dogmen zu widerlegen, doch ist es uns auch weniger um die Widerlegung zu tun, die allein würde das Buch eher zu einem Buche machen, das wir nicht zu lesen brauchten, denn welchen Vorteil kann uns eine Kenntnis dieser absterbenden mittelalterlichen Glaubensrichtung bringen? Vielmehr fesselt uns der Entwickelungsgang Tolstois, sein scharfes Durchdringen der Glaubenssätze und sein schonungsloses Niederreissen alles Unechten, Widerspruchsvollen, alles dessen, dem unser einfacher Verstand und ein gesundes Gefühl widerstrebt. Das macht uns die Schrift interessant und lehrreich. Die Erkenntnis, die ihm diese mühselige Arbeit gebracht hat, könnte man in seinen Schlussworten ausgedrückt finden: „Für den, der die Lehre Christi verstanden hat, besteht sie darin, dass es mir — meinem Lichte gegeben ist, dem Lichte nachzugehen, dessen Erkenntnis nur durch mein Leben gegeben ist. Und ausser diesem Leben und über dasselbe hinaus gibt es nichts mehr, ausser dem Quell alles Lebens — Gott." „Jede Beziehung zu einem fremden Leben ist nur eine Erhöhung meines eigenen Lebens, seine Vereinigung und Teilnahme an der Welt und an Gott. Nur durch mich selber kann ich die Wahrheit erkennen, und meine Handlungen sind die Folgen der Erhöhung meines Lebens." „Ich kann nicht für andere Menschen wollen, denken, glauben. Ich erhebe mein Leben auf eine höhere Stufe, und das allein kann das Leben eines anderen emporheben, denn auch der andere ist ja — ich selbst; daher ziehe ich alle mit mir empor, wenn ich mich selber erhebe." —

**Seneca, L. Ae., jun.**, die Wissenschaft an den Universitäten und ihre Priester. Ein Weckruf an alle Gebildeten. Berlin 1904. (1.—)

Eine kleine mutige Streitschrift auf dem Schlachtfelde, auf dem kürzlich Hofrat Seiling so erfolgreich kämpfte. Es ist immer das alte Lied vom wissenschaftlichen Hochmut, von Krebserei, von Vetternprotektion, von Verflachung echter Wissenschaft, von Unterdrückung der Wahrheit, die durch diese Schriften klingt. Hier ist es besonders der Ruf, dass die Gesellschaft, nicht der sie vertretende Staat, die eigentlich Oberaufsicht über diese Zustände führen müsste. Da die Gesellschaft aber feig ist und ohne Führer nicht weiss, wem sie nach-

laufen soll, so wird immer nur eine kleine Gruppe selbstständiger Denker dieser Verrottung entgegentreten können. Und wie wenig diese leisten können, sehen wir an Schopenhauer und Dühring. Es bleibt beim Alten, bis der Bau einst mit einem mächtigen Krach in sich selbst zusammenstürzt.

**Du Prel, Dr. K.**, Studium aus dem Gebiete der Geheimwissenschaften. 2. stark vermehrte Aufl. Band I. Tatsachen und Probleme. Lpzg. 1905 (4.—)

Dem Bande wurden neu hinzugefügt eine Studie über Kätchen von Heilbronn als Somnambule, eine Arbeit, die dadurch der Vergessenheit entrissen wird, und wohl ein besseres Verständniss für das „deutsche Kätchen" erwecken wird; und die im Swedenborgartikel dieses Heftes schon erwähnte Arbeit über Kant und Swedenborg, die mit gutem Recht der Briegerschen Swedenborg-Ausgabe einverleibt werden könnte. Die anderen Arbeiten sind bekannt und behalten stets ihre Bedeutung in der Entwickelung des Okkultismus.

**Baumgarten, P. M.**, Kirchliche Statistik. Wie steht es um die kirchliche Statistik in Deutschland? Ein Wort über kirchliche Statistik. Statistische Beschreibung der kirchlichen Verhältnisse Italiens. Wörishofen 1905. (2.50).

Die Statistik ist zur Bilanz unserer Gesellschaftseinrichtungen geworden — leider, denn wir können ihr nur in beschränktem Masse den Wert zu gestehen, den ihm unsere Volkswirtschaftler und Berufsstatistiker zumessen. Auf religiösem Gebiet ist wie auf medizinischem die Aufzählung stets mit Vorsicht aufzunehmen. Ein wirklich zuverlässiges Bild kann fast nie erzielt werden. Zwei Beispiele werden dies erläutern: Ärztliche Statistik der Diphtherie: Krankenhausstatistiken trennen schwere Anginafälle nicht von den Diphteriefällen und erhalten so einen günstigeren Prozentsatz von Heilerfolgen vermeintlicher Diphtheriekranker als Prof. Schweninger, der Anginafälle aus der Diphteriestatistik ausschliesst und nur echte Diphterie berechnet. Da echte Diphterie selten günstig ausläuft kommt er zu einem hohen Prozentsatz der Sterblichkeit, was man ihm s. Zt. vorwarf, wie man sieht mit Unrecht. So wird ärztliche Statistik gemacht.

Bei der religiösen ist's nicht anders. Wenn ich heute in Gross-Lichterfelde einen Fragezettel herumschickte, welcher Konfession meine Mitbürgen wären und ich würde am nächsten Tage von so und so vielen Einwohnern ihrer Konfession entsprechende Handlungen verlangen, so würde ich sehen, dass Neunzehntel ihrem vermeintlichen Bekenntnis entgegenhandelten. Was hat es dann für einen Sinn zu sagen, wir hätten so und so viel von dieser und von jener Konfession unter uns? Seit die Kirchen nach staatlichen Machtbefugnissen streben, ist eben der innere Wert ihrer vermeintlichen Machtfaktoren immer mehr gesunken. Also dürfen wir von einer kirchlichen Statistik nicht verlangen, dass sie uns über den inneren Wert ihrer religiösen Anschauung orientiert, sondern nur über die durch organisatorische Tüchtigkeit erzeugte, auf ihre äussere Ausbreitung abzielende Tätigkeit. Wir werden also vor allem von der kirchlichen Statistik erfahren müssen wie ihre Arbeitsgruppen organisiert sind, in welcher Weise sie arbeiten, welche Ausbreitung sie erfahren. Dazu liefert uns Baumgarten in obigen Studien einen der interessantesten Beiträge: die Kirchenstatistik von Italien und Rom. Nach der Statistik von 1901 sollen ungefähr 31540000 Katho-

liken und ca. 200000 Akatholiken in Italien wohnen. Unter den Katholiken sind 19336 Seelsorgestellen eingerichtet. Dem gegenüber stehen 8602 Ordensgeistliche, 60998 Weltpriester, 6182 Domgeistliche und 8263 Kollegiat- und Kathedral-Kapitelsgeistliche. Auf die Gliederung der Kirchen und Kapitel kann ich hier nicht eingehen. Die Zahl der Gotteshäuser wird wohl 50000 weit überschreiten. Man sieht also, dass an äusserlicher Arbeit nichts gespart wird, um den Italiener zum religiösen Menschen zu machen.

Noch überwältigender ist die Zahl katholischer Gotteshäuser und Brüderschaften etc. in Rom selbst. Es bestehen in Rom 351 öffentliche Kirchen, Kapellen und Oratorien. In diesen Kirchen werden zu Zeiten täglich Predigten gehalten. Wahrscheinlich ist demnach Rom die Predigtreichste Stadt der Welt. 78 männliche Orden und religiöse Gesellschaften mit 176 Niederlassungen und 99 weibliche Orden mit 211 Niederlassungen zählt Baumgarten in der alten Heidenstadt am Tiber, das sind im ganzen 387 Klöster!

Inwieweit diese Zahlen richtig sind, lässt sich natürlich nicht untersuchen, doch glauben wir gern, dass Baumgarten mit grösster Genauigkeit gearbeitet hat. Seine Angaben beruhen auf dem Annuario Ekklesiastico, das von den Pallottinern von San Silvestro in Capite in Rom herausgegeben wird.

Seine einleitenden Bemerkungen über die Notwendigkeit einer sorgfältigen katholischen Kirchenstatistik für Deutschland verdienen Beachtung. Es wäre in der Tat ein Verdienst, wenn wir den verhältnismässig zuverlässigen protestantischen Statistiken, die seit beinahe 30 Jahren in Deutschland von der statistischen Kommission der deutschen evangelischen Kirchenkonferenzen bearbeitet werden, eine katholische Statistik zur Seite stellen könnten. Dazu eine starke Anregung gegeben zu haben ist Baumgartens Verdienst.

**Janitschek, Maria,** Harter Sieg. Roman. Berlin. (Janke.) (3.—).

Als ich das Buch zuschlug, hatte ich ein wahrhaftiges Erlebnis hinter mir; nichts interessant und phantasiereich Niedergeschriebenes, das uns fesselt solange wir es vor Augen haben und dann abgetan ist. Nur wirklich Erlebtes kann uns innerlich so lebendig berühren und in uns fortklingen weh und vertraut zugleich. Arme verkehrte Peppi, wer müsste nicht den ganzen Zwiespalt deiner jungen Seele mitempfinden, die beständig zwischen äusseren Demütigungen und innerem Stolz hin und her pendelt; offen liegt Dein Wesen vor uns, wenn es sich auch mimosenhaft vor jeder rauhen Berührung verschliesst. Ein Lebenslauf ist es, der Lebenslauf der verkehrten Peppi, reizvoll und wechselvoll, reich an Licht noch reicher an breiten tiefen Schatten, durch die wir gehen müssen, ehe wir zu Sonnenhöhen emporsteigen. Ich kann hier nicht wie bei den meisten andern Romanen eine inhaltliche Skizze entwerfen, es ist zuviel Wesen darin, Alles innerliche Wesenheit, seelische Empfindungen, die jeder Einzelne individuell erfassen wird. Von den zahlreichen modernen Büchern, die mir jetzt zu Händen kamen, ist es das Einzige, das mit einem harmonischen Akkord abschliesst, das Einzige, das, wenn es uns auch Schmerz und Tränen schildert doch frei von jedem ungesunden Pessimismus ist. *H. Z.*

**Varna**, B., „Le Horla." Leipzig 1904. (2.—)

Dieser kleine Band mysteriöser Geschichten bedeutete für die dichterisch so begabte Verfasserin den ersten und zugleich den letzten Schritt in die literarische Welt hinaus. B. Varna (Frau Bertha Salzer) ist noch in jugendlichem Alter vor etwa Jahresfrist einem Lugenleiden erlegen, und mit ihr haben wir wohl eine der sensibelsten Kennerinnen und Schilderinnen der Psyche im Weibe verloren. — Ihre Heldinnen sind jene hyperempfindsamen, nervös erregbaren Frauen, denen wir jetzt nur allzuoft im Leben begegnen, die uns wider Willen interessieren und fesseln, weil sie in ihrer Kompliziertheit reizvolle Probleme sind. Wir vermissen in ihnen jene Harmonie, die nur Kraft und Gesundheit gewähren können, ihre Schönheit ist blumenhaft zart und verweht unter der Berührung eines Windes. Man fühlt, B. Varna gab uns eigene tiefempfundene Erfahrungen; mit einer solchen Klarheit, einem solchen Eingehen und Folgen der leisesten Bewegungen und Vibrationen kann der Psycholog nur wahrhaft Erlebtes schildern. Die Gestalten sind so plastisch gezeichnet, dass sie uns trotz ihrer zarten, verwehten Weichheit stark beeindrucken. Ein pessimistischer Grundton durchzittert alles; wahrscheinlich seinerzeit durch das körperliche Leiden der Verfasserin verstärkt.

Maupassants „Le horla" dürfte den meisten unserer Leser bekannt sein; man sagt der Geist des Dichters war, als er diese mysteriöse Novelle schrieb, schon umnachtet, und es ist zu verstehen, dass ihre Lektüre einen leicht erregbaren Menschen in jene haarsträubende Furcht bringen kann, wie sie die Verfasserin schildert; sie ist meisterhaft im Malen des eisigen Entsetzens, das die junge Frau gewaltsam ergreift. Alles Reflektieren nützt nichts, sie fühlt so sicher die Nähe eines geheimnisvollen Wesens, das unsichtbar eine unbezwingbare Macht ausübt. Endlich findet sie den Mut aufzuspringen, stösst sich mit dem Kopf an einen Gegenstand und fällt zu Boden. — Durch ihren Angstschrei uud den Fall wird ein junger Arzt herbeigerufen, der unter ihr wohnt. Als es klingelt, meint sie es sei ihr Mann, der von der Reise zurück kommt, und eilt ihm, wie erlöst, aufjauchzend entgegen, küsst und liebkost ihn und in ihrer Erregung befremdet sie nicht einmal seine Schweigsamkeit und Verlegenheit. Als sie dann Licht macht, erkennt sie voll Scham ihren Irrtum. Das Entsetzen, das sie durchlitten hat, und das Gefühl der Befreiung sind aber so stark gewesen, dass sie alles dulden, nur nicht mehr allein sein kann; für den Rest dieser furchtbaren Nacht teilt sie ihr Lager mit diesem fremden Manne, der ihr widerlich und unsympathisch ist; aber es ist doch ein Mensch mit warmem Blut. Am Morgen wird sie von Reue und Scham überwältigt. Der Arzt sagt ihr beim Abschied bedeutsam, dass sie ihm in ihrem eigenen Interesse bald ein Wiedersehen gewähren müsse; sie versteht die versteckte Drohung nur zu wohl und ihr erster Gedanke ist, ihrem Manne alles zu gestehen, aber bald genug sieht sie ein, dass er sie niemals verstehen wird. Sie fühlt nicht die Kraft in sich mit einer Unwahrheit auf dem Herzen weiter zu leben, und die Furcht, diese Nacht der Schande könne Folgen für sie haben, lässt sie zur Pistole greifen. Ebenso tragisch endet ihre „Femme incomprise?"

Wenn man das Buch zur Seite legt, hat man nicht nur Sensationen gehabt.

*H. Z.*

**Stellmacher, Dr. phil. A.,** Auf neuer Bahn. Kleine Beiträge zu einem alten Kulturproblem. Hamburg 1904. (1.50)

Dies ist eine keineswegs „trockne“ Kritik des Alkoholismus, dieser Geissel der Kulturmenschheit, und der Verf. weiss durch Streiflichter auf das politische, nationale und litterarische Gebiet die Vorträge sehr interessant zu machen. Wir haben im russisch-japanischen Kriege erlebt, dass die Japaner, wie der Verf. aus Byron's Drama „Sardanapal“ anführt, wirklich einmal Krieg bei Wasser anstatt wie die Russen bei Sekt und reichlichem Branntwein führten, ein Tee und Wasser trinkendes, aber siegreiches Volk gegen das alkoholreichste, und zweifellos war das von grossem Einfluss. Statistisch lässt sich die Wirkung der Trunkenheit auf die Zunahme der Verbrecher und Gewalttätigkeit nachweisen, Tafeln dieser Art bringt der Verfasser. Weit mehr entzieht sich der sozusagen chronische und hereditäre Einfluss der modernen Wein-, Bier- und Schnapstrinkerei auf das Volkstum, auf die physischen und moralischen Qualitäten der Bevölkerung, denn die Verbrechen liefern uns nur eine dürftige und ganz ungenügende Statistik. S. 29 führt der Verfasser einen Vers aus der Edda nach der Übersetzung von Hugo Gering an:

„Minder gut als mancher behauptet
Ist der Sterblichen Stämme das Bier
Denn minder ist, je mehr er trinkt,
Seines Geistes Herr der Gast.“

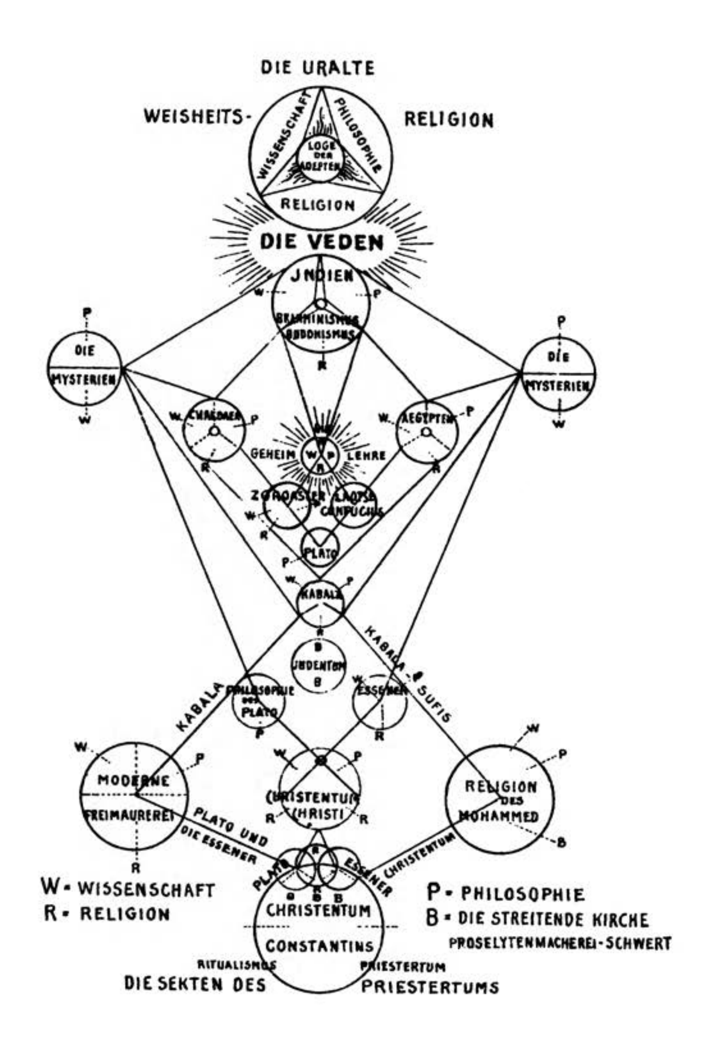
Jeder, der geistig selbständig arbeitet, weiss, dass Alkohol das Gehirn lähmt, er ermüdet, nachdem er zuvor erregt und überreizt, was aber nur von kurzer Dauer ist. Die Brutalität ist ebenso oft eine Folge des fortgesetzten Alkoholgenusses. Was aber hat man neuerdings in Dänemark gegen sie wieder nach russischem Muster zum Gesetz erhoben? Die Prügelstrafe! Ihre gewinnbringenden Schnapsbrennereien werden die ehrbaren Bauern, die sich damit der unsittlichen Strolche erwehren wollen, freilich nicht schliessen. *A. K.*

---

Verantwortlicher Redakteur: Paul Zillmann.

Redaktion und Verlag: Gross-Lichterfelde, Ringstrasse 47a.

Druck von Robert Schumann, Cöthen (Anhalt).


DIE URALTE
WEISHEITS-
RELIGION
WISSENSCHAFT
PHILOSOPHIE
LOGE DER ADEPTEN
RELIGION
DIE VEDEN
JNDIEN
DIE MYSTERIEN
DIE MYSTERIEN
AEGYPTEN
GEHEIM
LEHRE
PLATO
KABALA
JUDENTUM
PHILOSOPHIE DES PLATO
ESSENER
KABALA
KABALA - SUFIS
MODERNE FREIMAUREREI
CHRISTENTUM CHRISTI
RELIGION DES MOHAMMED
PLATO UND DIE ESSENER
CHRISTENTUM
PLATO
ESSENER
CHRISTENTUM CONSTANTINS
RITUALISMUS
PRIESTERTUM
DIE SEKTEN DES PRIESTERTUMS
W = WISSENSCHAFT
R = RELIGION
P = PHILOSOPHIE
B = DIE STREITENDE KIRCHE
PROSELYTENMACHEREI - SCHWERT

„Gott hat sich nach den bekannten imaginierten sechs Schöpfungstagen keineswegs zur Ruhe begeben, vielmehr ist er noch fortwährend wirksam wie am ersten. Diese plumpe Welt aus einfachen Elementen zusammenzusetzen und sie jahraus, jahrein in den Strahlen der Sonne rollen zu lassen, hätte ihm sicher wenig Spass gemacht, wenn er nicht den Plan gehabt hätte, sich auf dieser materiellen Unterlage eine Pflanzschule für eine Welt von Geistern zu gründen. So ist er nun fortwährend in höheren Naturen wirksam, um die geringeren heranzuziehen."

Goethe. 1832.

## Die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums.

Die beständige Licht- und Wärmestrahlung des Radiums und die fortwährende Aussendung seiner sich in Helium verwandelnden „Emanation“, haben bei den Physikern gewaltiges Aufsehen erregt, weil das Radium dabei, auch nach Jahren, weder die kleinste Helligkeitsabnahme, noch den geringsten Gewichtsverlust zeigt, sondern entgegen aller Erwartung fortwährend völlig unverändert bleibt. Diese Tatsache schien den Physikern gegen ihre beiden Grundgesetze, nämlich das Gesetz von der Konstanz der Materie und das von der Konstanz der Energie, zu verstossen und damit diese für ewige Zeiten gültig gehaltene Grundlage der Naturwissenschaft wieder in Frage zu stellen. Kein Wunder, dass die Erregung der Gelehrten über die Entdeckung der Frau Curie noch nicht zur Ruhe kommen wollte, trotz der allseitigen lebhaften Anstrengungen, das Rätsel zu lösen.

Um die bedrohte Grundlage der Wissenschaft zu retten und die Verlegenheit zu beseitigen, welche die Unmöglichkeit der Feststelluug einer Veränderung des Radiums unter gewöhnlichen Umständen verursachte, nahmen schliesslich einige der hervorragendsten Forscher auf diesem Gebiete, wie Sir William Ramsay, Frederick Soddy, W. Ostwald u. a. zu der Annahme Zuflucht, dass doch wohl eine gewisse Gewichts- und Helligkeitsabnahme stattfinden werde, nur offenbar eine so langsame, dass die bewirkte Veränderung auch mit den besten Instrumenten nicht festgestellt werden könne. Die Willkür einer derartigen Annahme kann aber, wenn man die heute so erstaunlich ausgebildete Messkunst berücksichtigt, niemand entgehen, und daran ändert auch der Umstand nichts, dass die genannten Forscher, aus allerdings auch nur für sie allein stichhaltigen Daten, für das Radium eine Lebensdauer von ca. 1500 Jahren und

für seine vorgebliche Muttersubstanz, das Uran, sogar eine solche von einer Milliarde von Jahren berechneten!

Meine unter obigem Titel im Kommissionsverlag vom Art.-Institut Orell Füssli, Zürich (2. Aufl. 1905, 54 S.) erschienene Schrift löst das Rätsel der Radioaktivität ohne jede willkürliche Voraussetzung. Dabei geht sie in der Weise vor, dass sie zunächst die schwankend gewordene wissenschaftliche Grundlage erst wieder durch den Nachweis befestigt, dass die beiden sie darstellenden Gesetze nicht, wie man bisher allgemein angenommen hatte, zwei durchaus verschiedene Gegenstände betreffen, sondern den gleichen. Sie zeigt vor allem, dass Materie und Energie gegenständlich das gleiche sind, nämlich die ewig unveränderliche materielle Wirklichkeit oder wirkliche Materie, und dass ihre Verschiedenheit lediglich unsere Vorstellung davon betrifft, dass also der Unterschied von Materie und Energie kein objektiver, sondern nur ein subjektiver ist. Die Wissenschaft hat es darnach nicht mehr mit zwei unbegreiflichen Wahrheiten zu tun, sondern nur noch mit einer einzigen verständlichen, nämlich mit einer bestimmten, ewig gleich bleibenden oder feststehenden und nur in Bezug auf unsere Vorstellungskraft unbestimmten oder ungewissen, nur scheinbar unendlichen Masse gleichmässig bewegter und auch sonst völlig unveränderlicher und unteilbarer materieller Gleichheiten, deren unveränderliche Geschwindigkeit sie notwendig auch zu Krafteinheiten von ewig gleichbleibender Leistungsfähigkeit stempelt. Damit ist das grosse Rätsel der Radioaktivität, wenigstens im Prinzip, schon gelöst. Alles strahlt, weil alle einzelnen Einheiten der grossen kollektiven Einheit der Natur strahlen, oder ewig im schnellsten Fluss begriffen sind. Dies stimmt mit der alten Weisheit des Heraklit: „Alles fliesst."

Die in Bezug auf ihre Zahl und ihr ganzes Wesen durchaus unveränderlichen Einheiten bestehen aus undenkbar kleinen, durchaus dichten Kügelchen, weil die Kugelform die einzig völlig einheitliche Form unter allen Formen ist, und somit allein die für die unbedingten Einheiten erforderliche Gleichmässigkeit ihrer Wirkung, überall und in jeder Richtung, und ihren einheitlichen Wechsel ermöglicht. Die unendlich grosse Zahl all' dieser bewegten Kügelchen ist die ganze teilbare wahre Wirklichkeit, das einzelne Kügelchen die unteilbare Wirklichkeit oder die völlig unbedingte, eigentlichste Einheit. Diese eigentlichen Individuen der Natur können auch, als die allerletzten Bestandteile aller Zustände oder Natursätze, Punkte genannt werden. —

Diese wahrhaft unistische Naturauffassung unterscheidet sich von der früheren unbestimmt unistischen eines Haeckel und Ostwald, bei welcher der frühere Dualismus von Kraft und Stoff noch immer vorhanden ist, durch ihre vollendete Bestimmtheit. Sie ist durch-

aus konkret, ohne deshalb im mindesten mit unseren abstraktesten Wissenschaften, der Mathematik und Mechanik, im Widerspruch zu sein; vielmehr ist sie die einzige, welche ihren Forderungen durchaus entspricht. Auch bietet sie den unschätzbaren Vorteil, die beständige Veränderung aller Dinge und deren Wahrnehmbarkeit zu etwas durchaus Selbstverständlichem zu machen. Sie fasst ihr Werden und Vergehen ohne weiteres als Stauung und Entstauung der ewigen Punkte auf und ihren Bestand als einen lediglich von einem Gleichbleiben der „Umstände“ abhängigen Gleichgewichtszustand jener beiden, sich entgegengesetzten Veränderungen, der Bildung und Auflösung, als ein Gleichbleiben, das notwendig auch ein solches im Wechsel der diese beständigen „Zustände“ konstituierenden Einheiten gegen die der sie umgebenden Aussenwelt nach sich zieht. Jeder scheinbar unveränderliche körperliche Zustand stellt demnach eine gleichmässige „Tatsache“ oder einen gleichmässigen Stoffwechsel dar, dessen besondere Form jeweilen wieder eine besondere Form seiner nach aussen wechselnden Einheiten bedingt. Die Form der Aus- und Einstrahlung jeden Zustandes strahlender Masse richtet sich immer nach seiner Eigenart, nach der ihm eigenen Form und nach den sie „beeinflussenden“ Umständen. Was die jeweilige Lagerung der Masse, den Zustand, betrifft, so ist dieser in jedem Zeitpunkt das Ergebnis der im vorangegangenen Zeitpunkt sich ereignenden Zusammenstösse, d. h. die notwendige Folge des ewigen Streites der einheitlichen Urbewegtheiten. Der Streit ist, wie auch schon Heraklit sagte, der „Vater der Dinge“.

Nun fängt jeder Streit da an, wo er noch nicht war. Deshalb muss die Unzahl aller möglichen Bedingtheiten notwendig stets da beginnen, bezw. aufhören, wo die „wirklichen“ Punkte genau hintereinander durch den leeren Raum fortstrahlen. Bei diesem Vorgang von ihnen ist kein Zusammenstoss möglich, weil keine Ursache für ihre Richtungsänderung vorhanden ist. Sein Weg fällt daher mit dem Abstand seines Ausgangs- und Endpunktes zusammen und ist darum der kürzeste, und der Vorgang darauf infolge hiervon wieder für alle ihn bewerkstelligenden Vorgänger der relativ schnellste. Alle zusammen genommen stellen in jedem Zeitpunkt den einfachsten oder unbedingtesten Zustand dar, und zeitlich den unstreitigsten Streitfall, oder die unsachlichste Sache, oder auch den schnellsten Fluss oder Strahl, und damit dann notwendig die eine Hälfte einer völligen Entstauung oder völliger Stauungslosigkeit der immer durcheinander fliessenden Masse des Weltalls. Und da diese grösste Entstauung und einfachste Dimension des Raumes durch die Masse der kugeligen Atome unter allen Naturerscheinungen einzig und allein dem geradlinigen Lichtstrahl entspricht, dessen Geschwindigkeit von ungefähr 300,000 km. in der Sekunde bekanntlich auch den aller-

vergänglichsten Vorgang bildet, so sind natürlich seine unteilbaren materiellen Einheiten, die Lichtpunkte, mit den materiellen Kraftpunkten oder den bewegten Einheiten der Masse identisch. Alles ist Licht oder, wie auch schon Heraklit wieder sagte, „ewig lebendiges Feuer". Der seitherige Verlust dieser einfachen Wahrheit scheint nur darin seine Erklärung zu finden, dass bisher niemand mehr scharfsichtig genug war, um diese notwendigen, ganz undenkbar kleinen und mit einer gleich wenig vorstellbaren Geschwindigkeit fortstrahlenden Punkte genau einsehen und auffassen zu können, was insofern entschuldbar sein mag, als schon eine Flintenkugel mit einer um eine halbe Million mal geringeren Geschwindigkeit in nächster Nähe uns unbemerkt vor den Augen vorbeifliegt, die Grösse des Lichtpunktes aber sicher weniger als einen Billionstel Millimeter beträgt.

Für die richtige Vorstellung der Dinge ist die genaue Kenntnis der Grösse des Lichtpunktes belanglos, da die Veränderung der Grösse einer beliebig geformten Masseneinheit weder die Vorstellung, noch das Verhältnis ihrer Zusammenstellungen ändert, insofern diese Zusammenstellungen in gleicher Weise geschehen.

Nachdem diese Ueberlegungen die helle Lichtstrahlung des Radiums ihrem wahren Verständnis wiederum um einen Schritt näher gerückt und uns damit gleichzeitig den zwar selbstverständlichen, aber in der experimentellen, induktiven Wissenschaft viel zu wenig oder gar nicht berücksichtigten Unterschied zwischen Wirklichkeit und Schein oder Wesentlichem und Unwesentlichem, oder auch Tatsächlichem und Tatsachen voll bewusst gemacht haben, lenkt der Verfasser nunmehr die Aufmerksamkeit von der vom letzten Wahne des Scheins befreiten unveränderlichen Wahrheit oder immerwährenden Masse ganz auf ihren veränderlichen Schein, d. h. auf die Verschiedenheit ihrer Verhältnisse, Gestaltung, Massierung, oder Aggregation, da zum Verständnis der speziellen Verschiedenheiten der Radiumstrahlung natürlich vorerst das noch immer fehlende Verständnis der elementaren, allgemeinsten oder Hauptverschiedenheiten der kollektiven Einheit der Punktmasse vorhanden sein muss.

Beim vielgestaltigen Schein, d. h. also bei der Gesamtheit des Zeitlichen im Gegensatz zum Ewigen, sind fünf Elemente oder Hauptgruppen zu unterscheiden, entsprechend den fünf Sinnen, welch letztere als die notwendigen Wirkungen jener fünf Hauptverschiedenheiten auf die organisierbare Masse der sogen. Lebewesen zu betrachten sind. Diese komplexen Gebilde unterscheiden sich von den nicht organisierten Dingen lediglich durch eine weiter gehende Differenzierung oder Zusammengesetztheit, die wesentlich durch die Vereinigung eines Teils oder aller fünf Aggregatformen zu einer ge-

meinsamen Wesenheit charakterisiert wird. Die fünf Hauptzustände sind:

1. Der die Farben umfassende Lichtzustand,
2. der Schallzustand mit den Tönen,
3. der luftförmige mit dem dampfartigen Zustand,
4. der flüssige und
5. der feste Zustand.

Diese Einteilung des allgemeinen Naturkampfes oder der Gesamtheit seiner Möglichkeiten weicht von der Einteilung der Alten insofern ab, als diese mit den vier bekannten, erst von Lavoisier beseitigten Elementen: Feuer, Luft, Wasser und Erde, die Welt der Dinge einer Vierteilung unterwarfen. Diese Einteilung der Gesamtaggregation verrät, dass ihnen der notwendige Zusammenhang der hauptsächlichsten Naturverschiedenheiten mit den Sinnen, diesen notwendigen Gegenwirkungen jener primären Wirklichkeiten, offenbar entgangen war und dann vielleicht gerade ihretwegen auch später verborgen blieb, eine Gefahr, die allein schon den gewaltigen Vorteil der neuen Einteilung deutlich hervortreten lässt.

Die Gesamtheit der fünf Elemente oder Aggregatzustände zerfällt in zwei gleiche Hälften, in die massenarme und in die massenreiche, oder in die schwache und die starke. Hierbei zerfällt selbstverständlich auch der mittlere und dritte Hauptzustand ebenfalls in zwei Hälften, derart, dass die massenärmere in die Ordnung der massenarmen, die massenreichere dagegen in die der massenreichen Zustände zu liegen kommt. Da die erstere Hälfte die Gase, die letztere die Dämpfe umfasst und beide Begriffe bekanntlich in den sogen. kritischen Punkten zusammenfallen, so bilden infolgedessen diese Punkte auch die Grenzscheide zwischen den beiden Hauptordnungen der Gesamtverdichtung oder der Totalität aller elementaren Formen. Die Ordnuug der schwachen Zustände wird auch als die der relativ ruhigen oder körperlichen Dinge unterschieden, weil die die Dinge in relative Ruhe zusammendrängende Wirkung der sogen. Schwerkraft erst bei den kritischen Punkten anfängt. Die körperlichen Dinge stellen die sogen. kinetischen Formen der Energie dar.

Der grosse wissenschaftliche Wert dieser nach einfachsten Prinzipien vorgenommenen Systematik der ganzen Bedingtheit des Unbedingten zeigt sich besonders auch darin, dass sich dabei die fünf Elemente, bezw. die fünf Sinne notwendig und folgerichtig auf unsere einfachsten Vorstellungen oder auf die elementarsten Unterscheidungen unseres Verstandes, nämlich die drei Doppelmasse oder Dimensionen des Raumes zurückführen lassen. Dadurch erlangen wir die heute sonst kaum geahnte Gewissheit, das nirgends ein Wesen mit mehr als fünf Sinnen möglich ist. Der betreffende Be-

weis geschieht auf Grund der unmittelbar ersichtlichen Tatsache, dass alle körperlichen Dinge den Raum völlig, d. h. in allen drei Dimensionen durchwirken oder abschliessen, was bei den geistigen Dingen sowohl notwendigerweise, als ersichtlichermassen nicht der Fall ist. So erfüllt z. B. der Zustand völliger Entstauung, das weisse Licht, den Raum nur in einer Dimension, so dass sich die natürliche Anhäufung von hier an in der Art ändern muss, dass ein allmählicher Uebergang von diesem einfachsten monodimensionalen oder geradlinig linearen Doppelvorgang zu den bidimensionalen, doppelten oder ebenflächigen Doppelvorgängen und den tridimensionalen dreifachen oder krummflächigen Streitfällen stattfindet, bis sich bei diesen, welcher Art sie auch seien, der Raumabschluss schliesslich mit der Erreichung des kritischen Punktes vollzieht. Von da an kann es sich bei den drei körperlichen Formen des Dampfförmigen, Flüssigen und Festen nur noch um Ausfüllung und Zusammenziehung der individuellen Gesamtwirkung handeln, aber nicht mehr um Vermehrung ihrer Dimensionalität. Diese Veränderung erstreckt sich ausschliesslich auf die geistigen Zustände, wo sie offenbar deren wesentliche Verschiedenheiten bedingt, so dass die Farben demnach als lineare Wirkungen, die Töne als ebenflächige und die Gase als krummflächige, aber immerhin noch offene Wirkungen anzusehen wären. Die Ausfüllung der drei körperlichen Verschiedenheiten geschieht natürlich in der Art, dass beim ersten, beim dreifach gestalteten kritischen Zustand beginnenden, die hier selbstverständlich ebenfalls dreifach geformten Zwischenräume allmählich zu zweifach geformten ausgefüllt werden, während beim zweiten diese weiter in einfache zurückgehen und beim dritten, dichtesten, schliesslich auch die einfach geformten beim vollständig aufgefüllten, verebneten, ausgeglichenen Zustand verschwinden.

Alle diese Zustände sind Stauungs- bezw. Entstauungsergebnisse des hin und her wogenden Kampfes, und bei völliger Auflösung immer auf ihren Hauptfluss und Gegenfluss oder auf ihre Hauptdimension zurückführbar, auf die Hauptaxe, deren Enden die beiden Hauptpole des betreffenden Dinges sind.

Diese Ansicht stimmt ungefähr mit der aus der induktiven Forschung hervorgegangenen Jonen- und Elektronentheorie überein, ist aber insofern viel tiefer und klarer als jene, weil sie die beiden, nach beiden Seiten gehenden, geistigen Ausflüsse nicht wie jene als unbestimmte letzte Urteilchen auffasst, sondern als die bei jeder Körperwirkung wieder anderen, notwendigen Aussenwirkungen oder Aeusserungen ihres eigenen oder inneren Stoffwechsels.

Diese Lehren sind für das Verständnis der Radioaktivität in dem Sinne, wie sie von der Wissenschaft bisher allein aufgefasst wird, nämlich im Sinne von körperlicher Aussenwirkung oder von

Körperstrahlung, von allergrösster Bedeutung. Denn abgesehen davon, dass sie zum ersten Mal den Begriff des Körperlichen, der bis jetzt ganz unklar war, leicht fasslich machen, klären sie uns auf Grund der Erkenntnis jener wesentlichen Formverschiedenheiten der strahlenden Zustände durch den Nachweis ihres notwendigen Zusammenhangs mit den körperlichen Zuständen auch über deren wesentliche Formverschiedenheit auf. Dabei ist die Art der Beweisführung wiederum höchst einfach. Sie geht von der sicheren Tatsache aus, dass der Raumabschluss jeder besonderen Kampfverwickelung oder der Anfang jeder beliebigen Körperlichkeit genau in die Mitte der ganzen Aggregation, bezw. Desaggregation fällt, dass also alle kritischen Zustände, wie immer sie auch gestaltet sein mögen, den von ihnen beherrschten Raum „eigentlich“ nur zur Hälfte anfüllen, die andere dagegen leer lassen, woraus sich dann unmittelbar folgert, dass die tatsächlich vorhandene Wirkung jederzeit in den im eigenen Machtbereich liegenden leeren Raum und von da in den leeren Aussenraum aus-, bezw. eintreten kann, oder mit anderen Worten, dass zwischen der Innen- und Aussenwirkung der kritischen Dampfformen, als den wahren Anfängen alles Körperlichen, keinerlei Massen- nnd Formunterschied besteht, sondern völlige Gleichheit oder Kontinuität. Dieser günstigste Fall für den Stoffwechsel körperlicher Formen ändert sich aber, sobald die Anhäufung der wirklichen Einheiten die Hälfte des davon beherrschten Raumes übersteigt, und zwar notwendig derart, dass seine Masse im gleichen Masse abnimmt, wie die des Körpers wächst, so dass sie bei der grössten Körperdichte am kleinsten wird. Dieser Fall betrifft den „vollständig“ kugeligen Zustand. Ein solcher besitzt die grösste Dichte, weil seine Oberfläche im Verhältnis zum Inhalt am kleinsten ist und somit die geringste Zahl von Auswechselungsstellen für dessen konstitutive Einheiten bietet, während anderseits die völlige Gleichförmigkeit der Kugeloberfläche und ihr Zusammenfallen mit dem Umfang des von der Kugelwirkung beanspruchten Raumes keinerlei Anlass zu einer nachträglichen gegenseitigen Störung der austretenden Massen gibt, sie demnach notwendig in ihrer ursprünglichen, nämlich der einförmigsten monomensionalen Form einzelner Lichtstrahlen entlässt. Nur bei Unterbrechung der Einförmigkeit der Oberfläche, bei Einsenkungen, ist ein örtliches Zusammenströmen der „ursprünglich“ aus den um ihre Axen drehbaren Wirkungen ausstrahlenden Punkte in dem davon durchwirkten Raum, dem eigentlichen Formraum, oder dessen unmittelbarer Umgebung denkbar. Der dichteste Körper besitzt demnach unstreitig einen Stoffwechsel geistigster Form; er strahlt notwendig im hellsten Lichte, während seine körperlichen Antipoden, alle kritischen Dämpfe, als die undichtesten Körper wegen der Gleichartigkeit ihrer Aussenwirkung

und ihrer relativ bewegungslosen Innenwirkung, den Gesichtssinn natürlich nicht im mindesten zu erregen vermögen, vorausgesetzt, dass sie nicht etwa durch nachträgliche Auflösung oder Entstauung leuchtend werden. Daraus erhellt, dass die Veränderung der strahlenden Aussenwirkungen alles Körperlichen während des Fortgangs der ganzen elementaren Aggregation von deren Mitte an durch die drei körperlichen Stadien des Dampfförmigen, Flüssigen und Festen hindurch, genau gleich verläuft, wie der Rücklauf oder die Auflösung der allgemeinen Verdichtung, die Entdichtung oder Desaggregation, von jener Mitte an durch die drei geistigen Zustände des Gasförmigen, Schallförmigen und Lichten bis zu dessen ursprünglichster Form zurück. Demnach kann nicht der leiseste Zweifel darüber obwalten, dass allen Dämpfen luftförmige, allen Flüssigkeiten schallförmige und allem Festen farbige Urstrahlung zukommt. Diese Notwendigkeit nennt der Verfasser das Strahlungsgesetz. Es bildet die unentbehrliche Grundlage für das wahre Verständnis jeder beliebigen Körperstrahlung, ohne die jeder Erklärungsversuch einer solchen, besonders aber einer so komplexen wie der des Radiums, notwendig auf ein müssiges und unbrauchbares Hirngespinst hinausläuft.

In seiner Anwendung auf die verschiedenen Wirkungen des Radiums sagt es uns vor allem, dass seine verhältnismässig helle Lichtwirkung nur das Resultat einer verhältnismässig grossen, d. h. die mittlere, etwa dem Atomgewicht 180 entsprechende Dichte jedenfalls noch erheblich übersteigenden Dichte sein könne, da nach dem Strahlungsgesetz der ersten, weniger dichten Hälfte des festen Aggregatzustandes notwendig die zweite dunklere Hälfte aller Lichtwirkungen als Strahlung entspricht, so dass die Dunkelheit der Lichtstrahlung erst in der Hälfte der ganzen Veränderlichkeit des Dichtebegriffs in seiner Anwendung aufs Feste aufhört und erst von da an ihre Helligkeit sich allmählich bemerkbar machen kann. Mit dieser Folgerung stimmt die allbekannte Erfahrung, dass man in dunkler Nacht nichts sieht. Alle ursprünglich an der Oberfläche der Erde entstandenen Dinge besitzen ein geringes spezifisches Gewicht und können deshalb unter gewöhnlichen Umständen nicht leuchten; die zum Teil leuchtenden Lebewesen kommen hier wegen der hier obwaltenden komplizierten Verhältnisse nicht in Betracht. Die helle Lichtstrahlung wird also von vornherein erst bei einer über der Stauungsmitte des festen Zustandes liegenden Verdichtung seiner unzähligen Verwicklungen auftreten, wobei noch zu beachten ist, dass sie nicht nur von einer gleichmässig durch die ganze Wirkung verbreiteten Verdichtung, sondern auch von einer darin nur örtlich herbeigeführten herrühren kann. Da das Lichterwerden nur nach und nach geschieht, wird es sich zuerst durch blosse Fluoreszenz-

erscheinungen bemerkbar machen, und da diese Eigenschaft vorzugsweise dem Uran mit dem Atomgewicht 240 zukommt, so ist demnach das Atomgewicht des Radiums aller Wahrscheinlichkeit nach in der Nähe dieser Zahl zu suchen. Dafür spricht neben seiner grossen Lichtschwäche auch die Zusammengesetztheit seiner Strahlung. Aus ihr folgt allein schon mit Sicherheit, dass seine Dichte vom eigentlichen Dichtemaximum noch sehr weit entfernt sein müsse. Dieser Wert ist eins mit dem spezifischen Atomgewicht der chemischen Einheit, dem Wasserstoff mit dem Atomgewicht 1,000 und dem spezifischen Atomgewicht 360. Dazu stimmen denn auch die Ergebnisse der Experimentalforschung, indem das Atomgewicht des Radiums von Frau Curie zu 225 und von Runge und Precht durch Berechnung aus dessen Spektrum zu 258 bestimmt wurde.

Was zweitens die Wärmestrahlung des Radiums und seine elektrische, die Radiographie ermöglichende Wirkung anbelangt, so hängen auch diese beiden Strahlenarten ausschliesslich von seiner Oberflächengestaltung ab. Sie haben deshalb ebenso wenig wie die helle Lichtwirkung etwas mit seiner Zerstörung oder Verwandlung zu schaffen, wie jetzt irrigerweise noch allgemein angenommen wird. Die Ursache der Verschiedenheit der beiden dunklen Strahlungen einerseits und der hellen Wirkung andererseits beruht lediglich auf entsprechenden Formunterschieden des Radiums selbst. Während die letztere Wirkung das Erzeugnis der Auswärtswölbungen der Radiumform ist, gehen jene aus den Einwärtswölbungen hervor. Und zwar müssen diese Einsenkungen notwendig von einfacher Beschaffenheit, also mehr schacht- als talartig sein, da die Wärmewirkung der elektrischen, — wie es die bekannten Wirkungen der beiden dunklen Enden des Sonnenspektrums lehren — noch zu der einfach beschaffenen Kategorie der Lichtwirkungen gehört, wenn sie auch wie jene in ihren unsichtbaren Teil fällt, — und einfache Wirkungen selbstverständlich auch einfache Ursachen voraussetzen.

Die sogen. Emanation ist dagegen offenbar das Werk einer komplizierten Konfiguration, da ihre Form wohl zweiffellos den an oder über der Grenze zwischen den zweifach und dreifach gestalteten geistigen Formen liegenden Formen angehört und immer und überall der Grundsatz gilt, dass einfache Einbuchtungen einfache, doppelte zweifache oder bandartige und dreifache dreifach gestaltete Wirkungen bewirken, wie andererseits diese Wirkungen auch wieder ihrerseits unter Umständen Veranlassung zu Bildung entsprechender körperlicher Bildungen geben müssen. Letztere Folgerung ist besonders für die Physiologie, bezw. Anatomie wichtig, wo sie tatsächlich bei den zwiefachen, im Schnitt einem einfach gefiederten Blatt vergleichbaren Einsenkungen der Geschmacksorgane verwirklicht erscheint, denen die Aufgabe zufällt, die zwiefach geformten Strah-

lungen der flüssigen Geschmackserreger aufzunehmen und durch die Geschmacksnerven dem Bewusstsein zu übermitteln.

Diese Erklärung der drei, bezw. vier direkten Hauptstrahlungen des Radiums aus ebenso vielen Verschiedenheiten seiner eigentlichen Gestalt, steht mit seiner Unveränderlichkeit unter normalen Umständen im vollen Einklang und unterscheidet sich schon dadurch aufs vorteilhafteste von der von Ramsay, Soddy und Ostwald verkündeten Explosionstheorie, welche, abgesehen von ihrer Unverträglichkeit mit der relativen Unveränderlichkeit des Radiums, auch schon wegen ihrer inneren Widersprüche für jedermann, die berühmten Verkünder selbst nicht ausgenommen, ganz unverständlich ist. Diese unterlassen es denn auch, die angebliche freiwillige und partielle, d. h. atomweise Explosion der Radiummasse näher zu begründen oder wenigstens durch den Hinweis auf einen bekannten analogen Vorgang wahrscheinlich zu machen. Jeder derartige Versuch liesse sofort die Grundlosigkeit ihrer Annahme zum Vorschein kommen. Andererseits musste ihnen naturgemäss auch der Grund ihres Irrtums unbekannt sein. Dieser besteht offenbar in ihrer mangelhaften Kenntnis der Einheit, d. h. der Begriffe Materie und Energie in ihrer Beziehung zu ihr, weil jede Unklarheit darüber notwendig auch zu einer Verwechselung des ewig Unveränderlichen mit seinem letzten veränderlichen Hauptzustand, dem körperlichen Festen, führen und dann notwendig auch dazu verleiten muss, auch da eine Veränderung zu postulieren, wo keine mehr möglich und also auch für eine, die unbedingte Wahrheit wissende Wissenschaft nicht mehr denkbar ist.

Mit der richtigen Erklärung der Radiumstrahlung als zuständiger Strahlung eines bestimmten körperlichen Zustandes wird die Wissenschaft eo ipso von der Irrlehre der Lebensalter der sogen. radioaktiven Elemente befreit, welche sich — nicht eben zum Ruhme der heutigen Wissenschaft — schon überall in der Litteratur über Radioaktivität breit macht. Die Existenz jener Elemente wird somit wieder zu einer unberechenbaren, d. h. lediglich von den veränderlichen äusseren Umständen abhängigen, so wie es dem gesunden Menschenverstand ohne weiteres einleuchtet, und der Begriff der Lebensalter bleibt damit wieder auf die nicht reversiblen Ver-, bezw. Entwickelungsformen der Natur beschränkt, auf die aus den verschiedenen Naturzuständen zusammengesetzten sog. organisierten Erscheinungen der eigentlichen Lebewesen mit relativ unabhängiger und veränderlicher Existenz.

Wie unzutreffend die Erklärung der Radiumstrahlen als Zersetzungsprodukte ist, lehrt auch ihr Vergleich mit der gewöhnlichen Körperfarbe, die doch sicherlich niemandem einfiele für ein Explosionsprodukt zu halten. Jedermann sieht darin vielmehr eine selbstver-

ständliche Aussenwirkung der betreffenden Körper. Da sie aber erst bei der Belichtung zum Vorschein kommt, gehört sie nicht zu den primären Wirkungen wie jene Radiumprodukte, sondern ist eine sekundäre, erst beim Zusammenwirken der verschiedenen dunkeln Lichtemanationen fester Körper von geringer Dichte und dem von aussen hinzukommenden hellen Licht entstehende Entstauung jener verschiedenen Dunkelheiten. Von den Stoffwechselprodukten des Radiums ist ihr deshalb noch eher das Helium unmittelbar zur Seite zu stellen. Aber während die Körperfarbe ein sekundäres Auflösungsprodukt darstellt, ist das Helium als das nachträgliche Verdichtungsprodukt der Emanation, als einer seiner primären Strahlungen, aufzufassen. Und zwar ist hier die Verdichtung lediglich den bei den betreffenden Versuchen vorhandenen Umständen zuzuscheiben, nämlich dem umständigen Glase, welches wie eine Mauer der freiwilligen Auflösung der beständig innerhalb des gläsernen Gefängnisses entstehenden Emanation im Wege steht und so die nachkommenden Wirkungen zwingt, sich mit der zurückgehaltenen zu vereinigen, bezw. sie zu verdichten und dann bei einer gewissen Stauungsgrenze ihre Verwandlung in Helium zu bewirken.

Dieses Zurückgehaltenwerden einer geistigen Wirkung durch eine körperliche ist einerseits vom eigenen Stauungsgrad abhängig und andererseits von der Masse des entgegenwirkenden festen Körpers. Massenarme Geister*) kommen vermöge ihrer geringen Masse und raschen Bewegung leichter durch körperliche Widerstände. So gehen Farben noch leicht, Töne schon schwieriger und Gase schon gar nicht mehr durch die verhältnismässig undichte Dichte des festen Glases hindurch, und andererseits sind dichtere Zustände wie Metalle, schon undurchsichtig, also lichtundurchlässig. Die entstautesten, nach der heutigen noch einseitig materialistischen Anschauungsweise den gespanntesten Zuständen entsprechenden Geister, haben relativ zu ihrer Masse die grösste, die gestautesten, den heutigen entspanntesten kinetischen Formen der Energie entsprechenden lebendigen Kräfte die relativ geringste Durchschlagskraft.

So erklärt sich an Handen der einmal richtig erkannten und definierten Wahrheit alles wie von selbst; doch wird dabei sehr oft die betreffende Erklärung unserer auf Unwissenheit der Warhrheit beruhenden Wissenschaft auf den Kopf gestellt. Zerstörung wird dann zur Erhaltung, Spannung zu Entspannung, Fesselung zu Befreiung, Zwang zu Freiheit, grösste Undichte zu grösster Dichte usw., was insofern selbstverständlich ist, als sich ja auch die beiden Standpunkte der heutigen, auf Induktion und Experiment oder auf dem Schein der Dinge fussenden, und der vorliegenden, auf gewisser

*) D. h. geistige Wirkungen, wie „Körper" = körperliche Wirkungen.



Wahrheit beruhenden, rein deduktiven Wissenschaft diametral gegenüber stehen. Vom Standpunkt der verstandenen Wahrheit oder der wahren Weisheit sieht alles anders aus, als vom Standpunkt der unverstandenen Wahrheit, des Irrtums oder Unverstandes. Der erstere lässt uns die Tatsachen nehmen wie sie sind; er lässt das Objekt in der Vorstellung unverändert, weil es sich darin ebenso folgerichtig und notwendig aufbaut, wie in seiner reinen Gegenständlichkeit; der letztere aber ist geneigt, ihnen Zwang anzutun, um sich über seine Unfähigkeit wahrer Erkenntnis hinwegzutäuschen. Denn letztere ist nur vom Standpunkt der Wahrheit möglich; sie bedeutet völlige Uebereinstimmung von gedanklicher und gegenständlicher Vorstellung, vollendete Kongruenz des geistigen Bildes mit der Sache selbst.

Das sichere Bewusstsein, die völlige Gewissheit oder wahre Wissenschaft der unbedingten Wahrheit bietet den unermesslichen Vorteil, dass sich alle wissenschaftlichen Prinzipien als einfachste Bedingungen der Wahrheit und somit als das ihr Zunächstliegende viel leichter und sicherer daraus ableiten lassen, als auf dem Wege der heutigen Wissenschaft, welche mit einem ihrer Vertreter, Henri Poincaré, das Experiment für die einzige Quelle der Wahrheit hält, während das Experiment tatsächlich nur ein Führer der im Finstern herumtastenden Induktion ist, ein notdürftiger Ersatz für die dem Verstande noch fehlende Gewissheit. Das Experiment nimmt bloss die Stelle des Bürgen für einen zweifelhaften Debitor ein und zwar ohne dabei seine eigene Sicherheit unbedingt zu gewährleisten. Es wird demnach überflüssig, sobald der Debitor von anerkannter Solidität ist, d. h. da wo der Erklärer einer Sache auf dem Boden der unbedingten Wahrheit steht.

Da meine Schrift über die wahre Ursache der hellen Lichtstrahlung des Radiums ihre Erklärungen zum ersten Mal aus ihrem klaren Born schöpft, kann sie wohl mit Recht den Anspruch erheben, diese Sache zuerst wahrheitsgemäss erklärt zu haben. Damit bedeutet sie aber gleichzeitig die denkbar grösste Vertiefung unserer wissenschaftlichen Grundanschauungen und wird somit sowohl vom höchsten wissenschaftlichen, als praktischen Interesse. Denn die Erfahrung hat stets gezeigt, dass je tiefer eine Erkenntnis dringt, ihre Folgen von umso grösserem und nachhaltigerem praktischem Vorteil werden, mag die betreffende Erkenntnis auch anfänglich noch so unpraktisch scheinen und dem ersten Erkenner und Bekenner selbst zuerst nur Verkennung und Nachteil eintragen.

Schon der Nachweis, dass die Ableitung der wissenschaftlichen Prinzipien viel richtiger und leichter auf dem Weg der Deduktion möglich ist, als auf dem der induktiven Experimentalforschung, dürfte für die Wissenschaft bald die schönsten Früchte zeitigen.

Denn auf die grossen Prinzipien kommt es zuletzt überall an. Sie sind auch auf dem Gebiet der Wissenschaft der Kompass, der uns allein durch das Labyrinth ihrer unendlich zahlreichen Verhältnisse zu führen und die Dinge in ihrem eigentlichsten Wesen erkennen zu lassen vermag. Sind doch die meisten davon viel zu verwickelt, als dass es der Experimentierkunst jemals gelingen dürfte, sie vollkommen oder lückenlos bis auf ihre Hauptaxe, die einfache Lichtwirkung oder das Licht der Wahrheit, abzuwickeln oder zu entstauen. Eine solche Arbeit ist für die Analyse allein zu gross; die Synthese muss ihr dabei mit ihren Prinzipien, den grossen Naturgesetzen auf halbem Wege entgegenkommen. Andererseits darf aber auch die Synthese von der Analyse erwarten, sie hier zu treffen, da es ebenso wohl die Kraft unseres schwachen Verstandes überstiege, alles von vornherein bis zum letzten abzuleiten, vorauszusehen oder zu synthetisieren, als alles bis aufs letzte abzubauen.

Das Heil der Wissenschaft liegt also darin, dass sie die deduktive und induktive Forschung gleichmässig von deren bezüglichen Ausgangspunkten, der bewussten selbstverständlichen Wahrheit und dem ersten oberflächlichen Schein der Dinge, aus vorgehen lässt. Jede von beiden Methoden hat für die Erkenntnis die gleiche Berechtigung, jede ist gleich notwendig. Beide sind auf einander angewiesen wie zwei untrennbare Bundesgenossinnen, von denen weder die eine, noch die andere ohne die andere ans Ziel gelangen kann. Gehen sie aber gemeinsam vor, so vermögen sie den Feind der Nichterkenntnis stets in der Mitte, ihren beiderseitigen kritischen Punkten, zu überwältigen. So oft hier beide zum gleichen Resultat gelangen, so oft hier die aufgebauten Spekulationen mit den abgebauten Erfahrungstatsachen übereinstimmen, wird stets der Beweis erbracht sein, dass das wahre Wesen eines Dinges richtig erkannt ist. Auf dem Aequator von Wahrheit und Schein liegt also das eigentliche Kriterium wahrer Erkenntnis. Er ist der goldene Mittelweg des gesunden Menschenverstandes und die via triumphalis, auf der Metaphysik und Physik, als gemeinsame und gleichberechtigte Sieger über die Nichterkenntnis einherziehen und dabei die okkultesten Dinge entblösst von aller Ungewissheit und gefesselt mit sich führen werden.

*Dr. J. H. Ziegler.*

## Mystische Maurerei.

### (Kapitel IX. Symbolik.)

Ein Mensch, der neben einem sich horizontal drehenden Rade steht, kann als Symbol dafür genommen werden, dass jedes Gefäss aus Ton gemacht ist, zur Ehre oder Unehre. Jedes Detail des Ornamentes oder der Form mag eine Legende, eine Allegorie oder eine Parabel enthalten oder einen Nutzen anzeigen; aber der Töpfer an seinem Rade würde ein universelles und allumfassendes Symbol sein, ein bildlicher Ausdruck des schöpferischen Gedankens im Menschen. Die chinesische Schriftsprache ist nichts anderes als symbolische Schrift, jeder ihrer verschiedenen tausend Buchstaben ist ein Symbol. Dieser bildliche Ausdruck einer Idee oder eines Gedankens, diese Kunstsprache ist Symbolismus. Sind es Symbole bekannter Dinge und so verschiedenartig wie die menschliche Erfahrung, so ist die übertragene Kenntnis ein allgemeiner Wissensinhalt. Sind aber die Symbole wenige und einfache, entweder allgemeiner oder seltsamer Natur, wie ein Punkt, ein Kreis oder ein Viereck, oder ein Drachen, ein Mensch mit Hörnern, so sind die damit überlieferten Kenntnisse nicht für die Massen zugänglich, sondern allein für den, welcher den Schlüssel dazu besitzt. Nehmen wir folgende einfache Reihen von Symbolen an: ein Punkt, ein Kreis, ein Punkt in einem Kreise, der Kreis horizontal durchschnitten, die untere Hälfte wieder geteilt, die obere Hälfte geteilt, ein Kreuz in einem Kreise, das Kreuz allein (Tafel III, Fig. 13), und wir haben die Entwickelungsreihe, die von dem Punkt und dem Kreis ausgeht. Wenn sich nun ein Prozess in der Natur in derselben ordnungsgemässen Weise entwickeln sollte, dann würde eines aus der Serie der Symbole einen bestimmten Zustand in dem Prozess der Natur symbolisieren. Daher würde sich der Sinn der Symbole in demselben Grade erweitern, in dem unsere Kenntnis vom natürlichen Prozess zunimmt. Wenn die Natur sieben Ebenen hat und jede derselben siebenfach ist, so würde es Gruppen von Symbolen geben, die zu jeder Ebene gehören, und einen Schlüssel zu jeder Gruppe. Man nehme z. B. das Symbol: ein Kreis horizontal durchschnitten. Neben seiner philosophischen Bedeutung als das dritte in der Serie (Kreis, Punkt im Kreis,

Kreis horizontal durchschnitten) der Mutter Natur in der Unendlichkeit, stellt es ein universelles Gesetz der Proportion und das exakte mathematische Verhältnis des Kreisumfanges zu seinem Durchmesser dar, wie es in der ganzen Natur vorhanden ist; es ist ebenso auf den Kreis eines Nadelknopfes oder auf eine Sonne anzuwenden. Hier würden wir dann ein Symbol in der Mathematik oder Geometrie haben, welches Raum und Zeit mit Form und Proportion in gegenseitige Beziehung bringt. Ein solches Symbol würde jedoch, ausser für den Philosophen oder den Mathematiker wenig Sinn haben. Für den Letzteren würde das griechische $\pi$, oder die Gleichung 1:314159, oder den Kabalisten 113 : 335, sogleich das ursprüngliche Symbol und die ganze Serie zurückrufen. Wenn unser Mathematiker ausserdem die verschiedenen Verhältnisse der Vibration, welche zu den drei Entwickelungsebenen gehören und durch den Kreis, Punkt im Kreis und Kreis durchschnitten dargestellt werden, kennen würde, so würde er den Schlüssel zur okkulten Physik haben und Ergebnisse voraussehen, Wirkungen abmessen, Verwandlungen herbeiführen können, die weit über die gewöhnliche Ebene des groben Stoffes hinaus reichen.

Die einfache Formenreihe, welche ich als Beispiel gewählt habe, wird die ganze Wissenschaft des Symbolismus illustrieren.

Neben dieser Wissenschaft des Symbolismus gibt es eine archaische Kunstsprache, durch deren Anwendung der Sprache ein Doppelsinn gegeben wird, so dass die gewöhnlichste Sprachform dazu dienen kann eine tiefsinnig wissenschaftliche oder philosophische Bedeutung auszudrücken. Das lässt die Allegorie und Parabel entstehen, deren äussere Form dem Unwissenden ein ethische Lehre und dem Wissenden ein wissenschaftliches Prinzip ausdrücken kann. Die kompliziertеste Form dieses Symbolismus und der Kunstsprache, die der Jetztzeit bekannt ist, ist wahrscheinlich die jüdische Kabalah, aus welcher die meisten Glyphen der Maurerei abgeleitet sind. Die Aufgabe dieser Arbeit ist nicht alle Symbole zu erklären, denn das würde einen ganzen Band über Symbolismus fordern und würde, wenn er geschrieben wäre, ausser für die Neugierigen nur wenig Wert haben.

Das dem Maurer vertrauteste Symbol ist wohl Winkelmass und Zirkel, das in jeder Loge gefunden und als brüderliches Erkennungszeichen gebraucht wird. Es wird uns in der Loge erzählt, dass das Winkelmass ein Instrument sei, mit welchem der praktische Maurer misst und seine Arbeit richtet, wir aber als freie und anerkannte Maurer haben gelernt davon Gebrauch zu machen für den edleren und herrlicheren Zweck unsere Lebensführung nach der goldenen Regel, nach den Prinzipien des Rechtes und der Gerechtigkeit etc. auszumessen. So auch mit dem Zirkel. Seine praktische Anwen-

dung steht symbolisch für die höhere moralische Verpflichtung, unsere Wünsche zu beschränken und unsere Leidenschaften innerhalb der gehörigen Grenzen zu halten. Aber die Maurerei ist ein durch Symbole illustriertes Moralsystem, und noch etwas mehr und daher gibt es eine Wissenschaft und eine Philosophie, die im Symbolismus des Winkelmasses und Zirkels verborgen liegt. Das mag folgendermassen angedeutet sein. Das Winkelmass mit seinem einen rechten Winkel und seinem Massstab lässt sich auf Oberflächen anwenden, und befasst sich mit scheinbar festen Zuständen des Stoffes. Es bestimmt Festigkeit, Symmetrie und Proportion und das schliesst die Wissenschaften der Geometrie und Arithmetik ein. Der Zirkel mit dem beweglichen Schenkel in der Loge eingesetzt in einem Winkel von 60°, bezieht sich auf Kreis und Kugel, auf Bewegungen und Drehungen. Im allgemeinen Sinne ist das Winkelmass ein Symbol des Stoffes und der Erde; der Zirkel des Geistes und des Himmels. In der Loge kreuzen Winkelmass und Zirkel einander und diese Tatsache soll ein Symbol des Fortschrittes vom Grad des eingetretenen Lehrlings zu dem des Meisters sein. Der Zirkel ist in einem Winkel von 60° eingestellt und stellt die Tätigkeiten des Geistes dar, und wenn er in einer gewissen Entfernung vom Winkel gekreuzt wird, bildet er ein gleichseitiges Dreieck; die drei Winkel und die drei Seiten gleich, stellt er nun vollkommenes Gleichgewicht, oder Proportion dar*). Tafel IV, Fig. 6.

„Für den Lehrling sind die Punkte des Zirkels unter dem Winkelmass. Für den Meister stehen beide darüber und haben die Herrschaft, Kontrolle und Regierung über das Symbol des Irdischen und Materiellen**).

Wenn der Leser nun sich auf das bezieht, was in einem vorhergehenden Kapitel über das Niedersteigen des Geistes in die Materie und die erste Dreiheit, welche durch ein Dreieck dargestellt wird, gesagt wurde, Stoff, Kraft und Geist (Gesetz), und im Menschen, — Manas, Buddhi und Atma, so wird er sehen, dass der Zirkel, diese ursprüngliche Dreiheit, verborgen unter dem Winkelmass des Stoffes, sehr treffend darstellen kann, bis es durch Fortschritt auftaucht und schliesslich in des Meisters Hand die Herrschaft über den Stoff erlangt. Im unwissenden Menschen (sündig) ist der Geist verborgen, und der Körper und seine Leidenschaften haben die Oberherrschaft. Das ist die Stufe des Neophiten oder eingetretenen Lehrlings. Im Gesellengrad sind die Symbole mit einander verwoben, und im Grad des Meisters ist der Stoff dem Geist unterworfen. Die Lehrstunden-Vorträge über die verschiedenen Grade

*) Radius des Kreises und Bogenweite gleich.

*) Morals and Dogma, p. 854.

erklären die Methode, durch welche der Zirkel (Geist) die Herrschaft über das Winkelmass (Körper und Leidenschaft) erlangen kann, durch die grössere Tätigkeit des Geistes, indem wir unsere Wünsche beschränken und unsere Leidenschaften in den gehörigen Grenzen halten: Das vollkommene Gleichgewicht des Geistes und des Stoffes wird durch den sechszackigen Stern symbolisiert*), welcher wieder nur eine andere Form des Winkelmasses und des Zirkels ist, von denen jeder nur eine Grundlinie hat, von der aus er ein Dreieck bilden kann. Man schliesse den Stern in einen Kreis ein, welcher die Unendlichkeit symbolisiert, und man stellt damit die Harmonie, das Einssein des herabsteigenden Geistes, des nun geläuterten Körpers mit der Gottheit oder der Ober-Seele symbolisch dar. Stellen wir in diesen so eingeschlossenen Stern das ägyptische Symbol des Lebens, ♀, so symbolisieren wir die Unsterblichkeit als das Ergebnis der Regeneration. Verwandelt man den Kreis in eine Schlange, so symbolisiert er nun die Weisheit, als die Krone oder das Resultat des Gleichgewichtes; und es ist auch eine doppelte Glyphe der Rückkehr des Stoffes zu seiner Quelle, dem Geist. Trennt man die Zunge und den Schwanz der Schlange durch einen von einem Kreis umschlossenen Thors-Hammer oder eine Svastica, so symbolisiert das die Regeneration durch die Ueberwindung der Sinne, genau wie es in der Loge unter der geistigen Bedeutung des Symbols vom Zirkel gelehrt wird.

„Freimaurerei ist die Unterjochung des Menschlichen, welches im Menschen lebt, durch das Göttliche; die Ueberwindung der Begierden und Leidenschaften, durch Moral und Vernunft; eine beständige Anstrengung, Kampf und Streit des Geistigen gegen das Materielle und Sinnliche. Dieser Sieg, wenn er endlich errungen und gesichert ist, und der Eroberer auf seinen Schild gestützt die wohlverdienten Lorbeeren ernten kann, ist das Wahre Heilige Reich."

Die Maurerschürze aus Lammesfell symbolisiert Unschuld und Reinheit, die von dem Canditaten bei der wirklichen Einweihung**) geforderten Bedingungen. Die Form der Schürze ist die eines vollkommenen Quadrates überragt von einem Dreieck. Wir haben hier die Drei und Vier, die zusammen Sieben ergeben. — Das Dreieck repräsentiert den Geist, das Viereck den Stoff, das Dreieck stellt die dreifaltigen Attribute des Einen, das Viereck die vier Elemente dar. Als Geist betrachtet, stellt das Dreieck Hitze, Licht und Flamme dar oder wird dadurch symbolisiert.

Der eingetretene Lehrling beginnt seinen Lauf mit dem Dreieck über dem Viereck (der Geist ist noch nicht in die Materie niedergestiegen). Mit seiner Entwicklung findet der Abstieg statt,

*) Siehe Tafel IV, Fig. 6. — **) Siehe Tafel IV, Fig. 11.

und wir haben dann das Dreieck im Viereck, wie es vorher illustriert wurde; und endlich als Meister beginnt der Aufstieg des Vierecks in das Dreieck, was jeder Meister Maurer verstehen wird. Da die Maurerei eine „progressive Wissenschaft“ ist, geht der Fortschritt des Neophiten mit der Entwicklung und dem Niedersteigen des Geistes in die Materie conform; und das wird in der Art illustriert, in welcher er gelehrt wird, seine Schürze in jedem Grad der Blauen Loge zu tragen. Der eingetretene Lehrling ist nicht nur ein „Holzhacker und Wasserschöpfer“, sondern er ist ein Novize, der seine erste Instruktion bekommt, und das wird durch seine Schürze symbolisiert.

Die Tradition vom Wort des Meisters, von der Macht, welche dessen Besitz dem Meister verleiht, die Geschichte von seinem Verlust und dem Suchen nach seiner Wiederentdeckung, die Tradition des Unaussprechlichen Namens in Verbindung mit dem Verlorenen Wort, zeigen, dass dasselbe nicht ausgesprochen werden konnte oder sollte, ausser mit vermindertem Atem, oder wie die Hindu-Tradition erklärt, „mit der Hand vor dem Munde“. Der Symbolismus der drei grösseren und drei kleineren Lichter und das Wortspiel, welches man an vielen Orten mit dem Worte Licht treibt in Verbindung mit dem Verlorenen Worte, alle diese Beziehungen und Gebräuche bilden einen zusammengesetzten Symbolismus, der in uns nach einem gemeinsamen Zentrum oder einer Glyphe zu wirkt, die in Verbindung mit dem Aufbau und der Wiederherstellung des Tempels den geheimen Symbolismus der Maurerei bildet und den ganzen Vorgang der Einweihung illustriert. Was Einweihung wirklich bedeutet, ist in einem vorhergehenden Artikel erläutert worden. Diese Symbole dienen, wenn sie korrekt ausgelegt werden, zwei Zwecken. Erstens: offenbaren sie eine vollkommene Philosophie der Erschaffung des Universums und des Menschen; entfalten alle Essenzen, Kräfte und Potenzen und ihre gegenseitigen Beziehungen und Verbindungen. Zweitens: sie offenbaren den Vorgang der Einweihung als synonym mit der ununterbrochenen Entwickelung des Menschen, die durch Erkenntnis und Plan in der Richtung des geringsten Widerstandes geleitet wird. Im dritten Grade personifiziert der Kandidat Hiram, der als identisch mit dem Christos der Griechen und mit dem Sonnengotte aller anderen Nationen bezeichnet wurde. Die Ueberlegenheit der Maurerei in diesem Punkte über alle exoterischen Religionen besteht in Folgendem: Alle diese Religionen nehmen das Symbol statt des Dinges, welches symbolisiert wird. Christus war ursprünglich wie der Vater. Jetzt hat man ihn mit dem Vater identifiziert*).

*) Hier liegt die wahre Bedeutung von Abiff, meines Vaters oder von meinem Vater. „Hiram = Christos, und Abiff = „eins mit dem Vater“, d. h. „of“ oder „from“ (von) ihm.



Indem man Jesus vergöttlichte, wurde die gesamte Menschheit des Christos als einer ewigen Kraft in jeder menschlichen Seele, eines latenten Christus in jedem Menschen beraubt. Indem sie so einen Menschen vergöttlichten, haben sie die ganze Menschheit verwaist! Andererseits hat die Maurerei, indem sie jeden Kandidaten Hiram personifizieren liess, die ursprüngliche Lehre bewahrt, die eine universelle Glyphe ist. Wenige Kandidaten nur mögen wissen, dass Hiram, den sie dargestellt und personifiziert haben, ideell und genau dasselbe wie Christus ist. Das ist jedoch zweifellos der Fall. Diese alte Philosophie zeigt, was Christus als Glyphe bedeutet und wie der Christuszustand aus der wirklichen Einweihung resultiert, oder aus der Entwickelung des Menschlichen in das Göttliche. So ist der Regeneration ein Sinn gegeben, der zugleich verständlich und annehmbar ist, sowohl philosophisch als wissenschaftlich, und gleichzeitig ideal und praktisch. Im Tetragrammaton oder vierbuchstabigen Namen der Gottheit fanden die Anhänger des Pythagoras eine Glyphe, durch welche sie zu gleicher Zeit ihre Philosophie ausdrückten und verbargen, und es ist das Hebräische IHVH, oder „Jod, hé, vau, hè", welches mit der pythagoräischen Kunstsprache in die Maurerei eingeführt wurde. Der fromme Hebräer setzte, wenn er den heiligen Text las und zu dem vierteiligen IHVH kam, das Wort Adonai (Herr) an die Stelle, und wenn das Wort mit den vier Punkten Alhim geschrieben war, nannte er es Elohom. Diese Sitte ist in der Maurerei erhalten, indem man dem Kandidaten ein Substitut für das Wort des Meisters gibt. Der hebräische Viersilber „Yod, hé, vau, hé" wird hervorgebracht, indem man das „hé" wiederholt. Das Wurzelwort ist ein Dreiklang und der Vierklang ist eine Verschleierung. Das Heilige Wort wird in den Mysterien als ein Zwei-, ein Drei- und ein Vierklang gefunden, wie wir bei den Hindus das Om und Aum haben, welches auch verschiedene Arten der Aussprache des Heiligen Namens zeigt. Die pythagoräische Tetraktys wird durch Zahlen dargestellt, 1,2,3,4 = 10, und durch Punkte oder „Yods" in Form eines Dreiecks*), das wird die kleinere Tetraktys genannt, während ein Dreieck, das aus acht Reihen in derselben Form zusammengesetzt ist und 36 „Yods" oder Punkte enthält, die grosse Tetraktys genannt wird. Das korrespondiert mit den drei kleinen Lichtern und drei grossen Lichtern der blauen Loge, obwohl die warnenden Erläuterungen in der Loge zum mindesten unvollständig sind. In der pythagoräischen Philosophie werden die kleinen und grossen Tetraktys durch gleichseitige Dreiecke dargestellt, und die Punkte bilden jedesmal die Schenkel einer Serie von kleineren Dreiecken. In den kleinen Tetraktys sind diese Dreiecke zusammen

*) Siehe Tafel III, Fig. 4. Tafel III, Fig. 7.

neun oder drei mal drei. In der grossen zählen sie neunundvierzig oder sieben mal sieben und in jedem Falle laufen die Serien von der Spitze bis zur Basis, 1, 3, 5 für die kleineren, und 1, 3, 5, 7, 9, 11, 13 für die grossen Tetraktys, oder durch eine Serie ungerader Zahlen, während die Punkte, ehe die Dreiecke geformt werden, in der Reihenfolge laufen 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8. So werden diese Symbole als gerade und ungerade gebraucht um eine symbolische Bedeutung zu tragen und die Lehre von der Ausstrahlung zu illustrieren..

Im Pythagoräischen System ist der Geist überall als der Universelle dargestellt. „Alle Vielheit muss notwendig von dem einen ausgehen“ und dieses Eine ist Geist. Alle Ausstrahlungen und Unterabteilungen müssen daher durch absolute Geometrie (vollkommene Form) und absolute Mathematik (vollkommene Zahlen und Bewegungen) mit dem Einen verwandt sein.

Im 47ten Problem, das in der alten Philosophie so berühmt (siehe Tafel IV, Fig. 10) und weit älter noch als Pythagoras und Euclid ist, haben wir eine vollkommene Proportion zwischen Zahl und Formen; zwischen Geist und Stoff; zwischen Allgemeinem und Individuellem; und das ist ein beständiges Symbol in Maurerischen Logen.

Im Pythagoräischen Dreieck oder Tetrad (siehe Tafel III, Fig. 4) wird dieselbe Philosophie symbolisiert.

### Proposition.

„Teile eine reguläre Figur so, dass die Unterabteilungen dieselbe Form wie die Figur haben und 16 an der Zahl sind und 4 der Unterabteilungen jede Seite der Figur begrenzen: 16 ist das Quadrat von 4, oder die Tetraktys. Die Dreieck-Serie ist von ungeraden Zahlen, die Viereck-Serie von geraden. Die Zehn „Yods“ nehmen alle die aufrechten dreieckigen Teilungen ein.“ *)

Diese Pythagoräische Methode des „Philosophierens nach Zahlen“ ist nicht nur in der modernen Zeit in Vergessenheit geraten, sondern sie ist oft als phantastisch verurteilt und zum Gegenstand der Lächerlichkeit gemacht worden, einfach, weil die Philosophie, auf welcher sie basierte, verloren gegangen ist. Sie machte ursprünglich die Kunstsprache oder Glyphen aus, in welcher jene Philosophie ausgedrückt wurde, und die eine verstehen, heisst die andere wieder beleben. Diese Philosophie überbrückte die Kluft zwischen Geist und Stoff durch den Begriff des einen zu Grunde liegenden Gesetzes. Sie verband die Physik mit der Metaphysik durch die Wissenschaft der Mathematik, oder der Beziehungen zwischen Zahl und Form oder des Gleichgewichts der Bewegung. Der Adept kannte die Beziehungen zwischen den Bewegungen (Vibrationen, Schwingungen)

*) (Zitiert mit Abbildung nach F. G. Plummer.)



welche den Gedanken hervorbringen, jenen die die Form schaffen, jenen, welche die Farbe, und jenen, welche Licht und Ton produzieren und die Zahl derselben in jedem Falle. Die Quelle aller dieser ist eine Dreiheit; die Form der Ausstrahlung eine Siebenzahl. Daher das Spiel mit der Formel „drei mal drei“ und „sieben mal sieben.“ In einem vorhergehenden Kapitel ist gezeigt worden, dass abstrakter Raum und abstrakte absolute Bewegung die erste Voraussetzung dieser Philosophie sind; und diese absolute Bewegung ist die des uranfänglichen Atoms, die so „das Zentrum, welches überall und dessen Umfang nirgends ist,“ das heisst allen Raum erfüllt, ausmacht. Der Leser muss jedoch daran erinnert werden, dass diese „Atome“ nicht jene der modernen Wissenschaft sind, oder diejenigen, welche den sogenannten Stoff zusammensetzen, aus dem Grunde, weil sie eines und alle mit Bewusstsein, Leben und Intelligenz begabt und gleichzeitig Welten- und Menschenerbauer sind. Sie sind die Vehikel und die Basis alles Gesetzes in der Natur. Sie gestalten gleichzeitig das bewegliche Panorama der Gedanken und Ebbe und Flut der nimmerruhenden See, das Schlagen des menschlichen Herzens, und die Revolutionen der Sonnen und Sonnensysteme, das sanfte Atmen eines Kindleins und den „Atem Brahms“. Inmitten universeller Mannigfaltigkeit liegt universell und ewig Einheit und Gleichgewicht. Unaufhörliche Involution des Geistes oder der Wesenheit und endlose Evolution der Form und Mannigfaltigkeit, und hinter allem das Eine Ewige Prinzip, unbekannt und für immer unerkennbar, ohne Anfang, ohne Ende, ohne Wechsel. Der Raum ist der Schleier, der ihn für immer verbirgt. Abstrakte, absolute Bewegung ist sein „Fiat“. Die Schöpfung ist sein Logos, Wort, Sprache, Ausdruck, Wille, Gedanke — nenne es, wie Du willst. Der Mensch ist ein „Funke“ dieser „Flamme“ und in seiner letzten Analyse für sich selbst eben so unverständlich wie Gott. Dieser Funke der Gottheit im Menschen ist sein Bewusstsein, und das haben wir in einem früheren Kapitel als Tatsache vorausgesetzt, nichts weiter.

Das bringt uns zum Ursprung der Tetraktys, dem Ursprung des Unaussprechlichen Namens, des Verlorenen Wortes. Die Hebräer scheinen ihre Tetraktys von den Chaldaisch-Aegyptischen Mysterien abgeleitet zu haben und diese mögen zur Zoroastrischen Feuer-Philosophie zurückzuführen sein, bis endlich das Wort ist A.·.U.·.M.·. Im Persischen sowohl wie im Zend und im Sanskrit sind die drei Buchstaben in vielen Namen zu finden, welche Feuer, Flamme, Geist, Essenz u. s. w. bezeichnen. Das wieder ist eine Glyphe oder Ausdrucksform. Jede Ausstrahlung ist eine Dreiheit, und Feuer, Flamme und Licht sind die vollkommensten Synthesen dieser Drei-Einheit. Man betrachte die Ausdrücke: „Der Herr ist ein verzehrendes Feuer“,

„da Gott das Licht ist und nur im unnahbaren Lichte wohnt von Ewigkeit an“ etc.

Das Symbol findet man in allen Schriften, aber nur in den Mysterien wurde der so symbolisierte Sinn offenbart. Hier ist also dann der Ursprung aller Dreiheiten, die man in der Maurerei findet, deren deutlichste die Dreiheiten des Lichtes sind und deren oberflächlichste Erläuterungen man in Verbindung mit den drei kleineren Lichtern der Loge findet.

„Das primitive heilige Symbol aus drei Buchstaben, in welchem der Vedische Dreiklang begriffen ist, sollte wie ein anderer dreifacher Veda geheim gehalten werden. Wer den mystischen Wert dieser Silbe kennt, kennt den Veda.“ — Gesetze des Manu, Buch XI, No. 265.

„Der Sterbliche, der sich dem Feuer nähert, wird Licht von der Gottheit erhalten.“ Chaldäisches Orakel.

„In jeder Welt leuchtet eine Dreiheit, deren Prinzip Einheit ist.“ Chaldäisches Orakel.

„Es ist notwendig zu wissen, dass der göttliche Name wegen seiner ihm innewohnenden Kraft, und weil er ein Symbol des Wirkens des Demiurgos ist, dementsprechend er nicht aus seinem Wesen heraustritt, unaussprechlich und Geheimnis und nur den Göttern selbst bekannt ist.“ (Proclus.)

Die Legende vom Verlorenen Wort und von der Kraft des Unaussprechlichen Namens sind unzertrennlich. Sie sind die Glyphen des Verlorenen Paradieses und des Wiedergewonnenen Paradieses, oder von Fall und Erlösung des Menschen. Ebenso ist auch die Legende von dem Wiederaufbau des Tempels eine Glyphe der Initiation, welche dasselbe wie Regeneration und Evolution ist.

Diese alte Weisheit gehört im besonderen Sinne der Maurerei, denn sie hat von allen Organisationen der neueren Zeit das meiste dazu beigetragen, um die alten Grenzsteine zu bewahren und hat die heiligen Symbole geehrt und beschützt. Wenn die Maurerei nur einen oberflächlichen Gebrauch von diesen altersgrauen Geheimnissen gemacht hat und ihr tieferer Sinn der Werkmaurerei noch unbekannt ist, so sind sie anderen ebenso unbekannt, ausser dem wahren Initiierten. Man kann wohl wissen, dass ein Ding existiert, wo es zu finden ist und dass es über jedem Preis steht, ohne bis zur letzten Analyse zu wissen, was es ist. So ist es mit dem Verlorenen Worte oder dem Unaussprechlichen Namen. Sein Geheimnis liegt in exakten Schwingungen unter mathematischen und synchronistischen Relationen, und sein Gesetz ist Gleichgewicht oder Ewige Harmonie.

---

## X. Kapitel.

(Schluss.)

Man kann die obigen Ausführungen mit Recht nur Fragmente der Geheimlehre und der Symbole der Maurerei nennen. Eine systematische Abhandlung über einen dieser Gegenstände würde notwendig den anderen einschliessen. Die Geheimlehre ist die vollkommene Philosophie des maurerischen Symbolismus. So lange diese Philosophie dem Maurer unbekannt ist, sind seine Symbole (in weitestem Umfange) zum grössten Teile nur tote Buchstaben, die Arbeit der Loge ein Gebärdenspiel über seine moralischen Grundsätze und der Genius der Maurerei ist für die Mitglieder der Werkmaurerei grösstenteils nur Selbstinteresse, gegenseitige Unterstützung und Anlass zu physischen Vergnügungen oder Schwärmerei, deren letzte Verkörperung der „Mystische Schrein“ ist. Aber es gibt einige unter den Mitgliedern des Handwerkes, — wieviele kann die Zeit allein entscheiden, — welche glauben, dass die Maurerei weit mehr als das bedeutet, und welche auch in ihren Symbolen und Traditionen etwas von deren wirklichem Sinn erkannt haben. Viele von diesen haben zum Teil Hinweise gefunden, welche dazu dienten, das Interesse wach zu erhalten, während sie nach klareren Bedeutungen und tieferen Offenbarungen suchten. Indem die Schüler dieses Wissens den Wegen nachspürten, in welchen diese alten Symbole und Traditionen bis auf unsere Zeit gekommen sind und wie sie im Laufe der Jahrhunderte mehr und mehr verdunkelt wurden, haben sie eine grosse Zahl von Tatsachen gesammelt, eine Menge von Ueberlieferungen und allgemeinen Informationen, welche alle von den verschiedenen Schriftstellern über Maurerei unterschiedlich ausgelegt worden sind. Alle Forscher stimmen jedoch darin überein, dass die Symbole und Traditionen der Freimaurerei aus dem fernen Osten kommen und weit zurück bis zum fernsten Altertum reichen.

So ist der Ausspruch, dass der Maurer im Suchen nach dem Licht von West nach Ost reise, buchstäblich wahr. Dieses Suchen ist nicht nur durch Lust zum Sonderbaren veranlasst. Wenn die Maurerei nur eine Menge eigenartiger Mythen und bedeutungsloser Symbole enthielt, welchen Wert würde es dann für jemand haben, denselben nachzuspüren? Welchen Nutzen hätte jemand davon, wenn man ihm demonstriert, dass vor fünf- oder zehntausend Jahren dieselben sonderbaren Mythen und sinnlosen Symbole in den Mysterien von Aegypten existierten oder von Pythagoras und den Jüngern Zoroasters gelehrt wurden? Das währe wahrlich nicht des Genius' der Maurerei würdig.

Die wirklichen Geheimnisse der Maurerei liegen in ihren Symbolen verborgen und diese, eine Bilder- oder besser Kunstsprache

bildend, sind geschaffen um eine vollkommene Philosophie von der Existenz und den Beziehungen von Gottheit, Natur und Mensch zu bilden. Der Durchschnittsmaurer nimmt die Symbole für die symbolisierten Dinge, und da er nichts von der erhabenen Philosophie weiss, auf welcher sie ruhen, ist er ungläubig, dass sie je existierte, und so schreitet er durch die „Sandwüste", um nach einer edlen Sensation oder einem neuen Vergnügen zu suchen. Als blosser Zeitvertreib sind diese vergnüglichen Unternehmungen weder besser noch schlechter als viele andere. Sie stellen eine Uebertreibung dar, bis zu welcher die alte Weisheit herabgewürdigt wurde. Ein intelligenter Maurer denke über die Erhabenheit und Heiligkeit der Zeremonien in einigen Graden nach, wo der Name der Gottheit angerufen wird, die höchsten moralischen Vorschriften eingeprägt und die reinste und erhabenste Ethik gelehrt wird, und dann stelle er sich selbst die Frage, ob man hierbei wirklich recht handelt und ohne jede Heuchelei, wenn man alles das in eine Form bringt, die jedes echten Gefühles spottet. Könnte eine solche Behandlung nicht dazu führen, alle heiligen Dinge zu einer blossen Formsache, zu einem Possenspiel werden zu lassen?

Jeder Maurer ist mit diesen Uebertreibungen vertraut und kennt den Umfang, den diese Neuerungen und Verbindungen angenommen haben. Auch ist der Autor keineswegs der Erste, welcher dagegen protestiert, wie undankbar man seinen Protest auch aufnehmen mag und wie unpopulär sein Werk auch dadurch werden mag. Jeder intelligente Maurer gebe wenigstens des Argumentes willen zu, dass es noch eine andere Uebertreibung gibt. Man nehme an, dass es wahr und leicht demonstrierbar sei, dass die Symbole der Maurerei die erhabenste Weisheit verkörpern und von Anfang an bestimmt waren dieselbe fortzupflanzen, und dass diese Symbole unverändert durch alle Zeiten hindurch bestehen und die Vermittler sind, durch welche jene Weisheit jederzeit von denen entdeckt werden kann, welche ihren wahren Sinn finden. Die Maurerei ist gewissermassen der Verwahrer dieser Symbole und es ist ihre gemeinste Tradition, dass diese und die alten Grenzsteine unverändert erhalten werden müssen. Das ist die einfachste und logischste Deduktion im Geiste der Maurerei. Diese Verwahrer werden, in den höchsten Graden Fürsten des Königlichen Geheimnisses — ja sogar, erhabene Fürsten des Königlichen Geheimnisses genannt. Welch eine Farce, welche Prätention, wenn es kein Königliches Geheimnis gibt. Leser, denke einen Moment lang nach und besonders Du, lieber Bruder Maurer. Welches ist der heiligste Schatz, der dauerndste Besitz des Menschen? Ist es nicht Erkenntnis? Nehmen wir an, dass eine Flutwelle alle unsere Seehäfen an den östlichen und westlichen Küsten überschwemmen sollte, und dass darauf ein Cyc-

lon und ein Erdbeben folge, sodass das ganze Land in einem Monat vollständig verwüstet wäre. Wenn dabei einige Millionen unseres Volkes mit allen Quellen des Wissens übrig bleiben werden, so würde es ein halbes Jahrhundert brauchen um einen grösseren Teil unseres Wohlstandes wieder aufleben zu lassen. Nehmen wir aber an, dass alle Menschen hinweggespült werden, wie manche alte Civilisationen oder verlorenen Reiche; oder nehmen wir an, dass alles übrige zurückblieb, und wir verlören nur unseren Schatz an Wissen, alle Künste, alle Wissenschaften, und dass alle Menschen auf das Niveau unserer nordamerikanischen Indianer reduziert würden; dann würde ein halbes Jahrhundert genügen, um alles zu zerstören, was wir so fleissig aufgebaut haben, und wir würden unsere Wigwams in Unkraut überwachsenen Strassen errichten oder inmitten zerfallender Ruinen. Was wir als unser eigen betrachten, ist nur die Geschichte unserer Civilisation. Man sagt, dass die furchtbaren Unermesslichkeiten der Wüste Gobi die Ueberreste einer Civilisation verbergen, welche die unsere weit überragt und am Grund des Meeres lägen die Ueberlieferungen und Monumente der Menschheit begraben. — Unser dauerndster Besitz ist Wissen; und wenn das mit hinweg geschwemmt wird, bleibt nur trostlose Verwüstung übrig. Bruder Pike sagt, dass die wirklichen Geheimnisse der Maurerei, die Philosophie, welche in ihren Symbolen verborgen liegt, viel älter als die Veden, wenigstens zehn tausend Jahre alt sind, und dass die Kunstsprache, welche die Symbolik ist, von wirklichen Fürsten des Königlichen Geheimnisses, von Fürst-Adepten, oder vollkommenen Meistern dazu bestimmt wurde, die alte Weisheit für die letzten Generationen der Menschen zu verbergen, zu erhalten und zu bewahren: damit beim Untergange von Civilisationen, wenn Reiche vergingen und wenn der stille Tod über einem ganzen Continent lag, ein „Felsen neben dem Wasser“ oder ein Symbol, das auf ein anderes Land verpflanzt werden könnte, es möglich machen sollte, dass verlorene Geheimnis für ein anderes Volk und für eine andere Zeit aufzubewahren. Da diese erhabenen Fürsten des Königlichen Geheimnisses die Entwicklung der Reiche und die unvermeidliche Bestimmung der Rassen kannten, sorgten sie in weiser Voraussicht dafür, dass nichts verloren gehen könnte. Solcher Art ist die Vererbung der Maurerei, und Bruder Pike beweist dies über allen Zweifel durch Auszüge aus den heiligen Schriften aller Religionen, und durch die gelehrtesten und unverdrossensten Forschungen. Der Wert solcher Forschungen liegt nicht darin das hohe Alter der Symbole der Freimaurerei zu beweisen, denn das ist keine schwierige Aufgabe, und niemand mit den geringsten Kentnissen über den Gegenstand könnte das anfechten denn die Symbole finden sich an den ältesten Monumenten und

werden in den ältesten dem Menschen bekannten Ueberlieferungen beschrieben. Ein weit schwereres Unternehmen, dessen Ergebnisse über alles andere wertvoll sind, ist die Bemühung genau zu entscheiden, was diese Symbole bedeuten. Wenn sie wirklich die niedergelegten Ergebnisse erhabenen Wissens sind, die eigentliche Frucht aller vergangenen Civilisationen, von denen einige alles überragen, was wir bis jetzt im Westen errungen haben, dann hiesse sie korrekt auslegen eben soviel wie die Wiederbelebung alles vergangenen Wissens wenigstens dem Wesen nach, wenn nicht in allen Einzelheiten. Das ist die genaue Auslegung und der Wert, welcher solchen Resultaten beigemessen werden sollte. Dieses Resultat ist die Wiederbelebung des verlorenen Wortes des Meisters und das Symbol jenes Wertes ist das A. U. M. der persischen Magi und des ältesten Brahmanentums, weil hinter dieser drei-buchstabigen Glyphe die Philosophie der Geheimlehre, die Synthesis alles Wissens liegt. Jeder Fürst des Königlichen Geheimnisses prüfe dieses Zeugnis und urteile selbst. Wenn er anstatt das zu tun vorzieht über diese Behauptungen zu spotten und den Gegenstand ins Lächerliche zu ziehen, weil er sich noch des Titels Fürst-Adept rühmt, dann steht er da, wie einst jene drei Männer an der Küste von Joppe getroffen von den Flüchen ihres eignen Mundes. Die gegenwärtige Wiedererweckung der Philosophie im Westen muss auch die Erneuerung dieser alten Weisheit bringen. Während sie nicht im geringsten im Gegensatz zur maurerischen Organisation stehen kann, oder danach trachten könnte irgendwelche ihrer Ceremonien, Griffe oder Passworte zu offenbaren, wodurch die Geheimnisse der Maurerei unrechtmässig erlangt werden könnten, muss sie das grösste Zutrauen zu der Treue haben, mit welcher die Symbole und alten Grenzsteine durch die Organisation der Freimaurer bewahrt worden sind, und die Mitwirkung aller ernsten und wahren Maurer zur Wiedererlangung des verlorenen Wortes, und zur Verkündigung dieser erhabenen Philosophie zum Wohle der ganzen menschlichen Rasse suchen.

Es gibt einen alten okkulten Grundsatz, welcher erklärt, dass „Nichts verborgen ist vor dem, der weiss“. Kein Maurer ist verpflichtet das zu verbergen, was er niemals in der Loge gelernt hat. Er erhält von allen anderen soviel als er begreift, bewertet es nach eignem Urteil und wird individuell verantwortlich für dessen Verwertung. All dieses Wissen muss eine Sache des Gewissens sein und mit der Pflicht in Einklang stehen, und jeder einzelne muss sich mit dem Resultat zufrieden geben. Ob die Maurerei das königliche Geheimnis verloren hat, oder ob sie es nie besessen hat, oder ob es im Namen der Religion etwas über ein Jahrhundert lang verschwunden war, es gehört der Werkmaurerei als dem unzweifelhaften

Erben der alten Weisheit. Aber jetzt ist die Zeit gekommen, wo sie kein Kabel mehr fesseln könnte. Sie gehört jetzt der Menschheit ebenso wie dem Maurer. Zu diesem Zwecke ist sie durch die Jahrhunderte hindurch aufbewahrt worden.

Welche Zukunft liegt vor der Maurerei, wenn sie in ihr Geburtsrecht eintritt, die uralte Weisheit zu besitzen. Sie ist vorzüglich organisiert, ihre Mitglieder zählen nach Zehntausenden; so kann sie, wieder im Besitz ihrer alten Weisheit, eine unwiderstehliche Macht in der Gestaltung der gegenwärtigen Zivilisation werden und in der Beeinflussung des zukünftigen Geschickes der Menschheit. Alles andere von den Zivilisationen der Vergangenheit ist zu Grunde gegangen. Die Weisheit allein von allen Besitztümern des Menschen ist unsterblich. Nichts von allen Errungenschaften des klassischen Griechenlandes ist so gut in der Erinnerung geblieben, als die Schule des Pythagoras und die Philosophie Platos, und diese verkörpern nur das königliche Geheimnis jedes Fürst-Adepten-Maurers und sind darauf begründet. Die Erneuerung des königlichen Geheimnisses würde, wenn sie vollkommen wäre, ein Werk sein, das für unsere gegenwärtige Menschheit dasselbe bedeutete, wie die tragenden Säulen für die Loge: Weisheit, Kraft und Schönheit (Wissen, Macht und Harmonie). Es würde in unsere moderne Erziehung neue Methoden bringen, neue Motive und Ideale und uns in wenigen Generationen neue Platos erstehen lassen. Wenn wir diese Bedingungen schaffen, müssen die Resultate sicher folgen. Hierin liegt die Belohnung für alle Versuchungen und Verfolgungen, denen Maurer in früheren Zeiten ausgesetzt waren. Hier können wir das Monument für all ihre Helden und Märtyrer bauen. Wir könnten es so errichten, dass sie, wenn sie es sähen, sich freuen würden bis zum Ende gelitten zu haben. Bacon träumte von einer grossen „Wiederherstellung", einer Wiedererweckung des Wissens und einem Besitz der Weisheit von induktiver Philosophie allein; aber in solchen Richtungen muss sie für immer ein Traum sein. Die alte Philosophie ist induktiv und deduktiv zugleich, durch das vollkommene Gleichgewicht von Verstand und Intuition oder Erfahrung und Streben und ist bis zum letzten Grade wissenschaftlich. Sie wird uns zwanglos als Resultat Wissen und Macht geben: Religion ohne Aberglauben, universelle Freiheit, Duldsamkeit und Brüderlichkeit, universelles Mitleiden, Frieden auf Erden und Wohlwollen zur Menschheit.

Es steht nun freilich bei der Maurerei zu entscheiden, ob, wenn sie es für gut hält, ihre Symbole nur eine oberflächliche Bedeutung in der Loge haben sollen. Sie gibt vielleicht zu, dass sie von den alten Mysterien die Glyphen und Parabeln angenommen hat, die einst dazu dienten die vollkommenste und tiefsinnigste Philosophie zu verkörpern und zu überliefern, und während sie diese Symbole

und die alte Kunstsprache annahm, beschränkte sie ihre Anwendung und Auslegung auf einen solchen Unterricht der Billigkeit, Moralität und Brüderlichkeit, wie sie in allen exoterischen Religionen zu finden sind.

Der Verfasser dieser Arbeit würde der Letzte sein, der den Wert ethischer und moralischer Vorschriften ignorieren oder verkleinern möchte. Aber diese sind die Basis der Entwickelung, nicht die Krone des Seins; der Anfang, nicht das Ende der Weisheit.

Die „allgemeine Kindheit" des Menschen, wie sie Browning nennt, beginnt erst dann, wenn sein Sittenkodex abgeschlossen und er als Mensch vollkommen ist. Den grössten Teil seiner Tage in Uebertretungen und Reue zu verbringen ist nicht die Aufgabe des Menschen, die ihm gestellt ist, noch das Ziel, das er erreichen soll, noch Gegenstand zum Mass seiner edlen Kraft.

Die Maurerei verleugnet nirgends diesen tieferen Sinn ihrer Symbolik, sondern viele Autoren haben ihn zugegeben und sich darüber ausgelassen, aber nur sehr wenige scheinen im Stande gewesen zu sein die wahre Bedeutung zu erkennen. Sie sind im allgemeinen wegen sektiererischer Vorurteile fehlgegangen, die ihren Blick trübten und die alte Weisheitsreligion auf die Grenzen eines modernen Glaubens beschränkten, während der Genius der alten Weisheit universell und allesumfassend ist.

*Dr. med. J. D. Buck.*

---

„Von dieser Stunde ab erkläre ich mich frei von allen Fesseln und eingebildeten Schranken; ich gehe, wohin ich will, ganz und gar als mein eigner Herr; ich will andere hören und wohl bedenken, was sie sagen, ich will warten und suchen, annehmen und überlegen, aber still und unwiderstehlich mich losmachen von allen Banden, die mich festhalten wollen."

*Walt Whitman.*

„Es ist leicht in der Welt nach den Meinungen der Welt und in der Einsamkeit nach unserer eignen Meinung zu leben; aber der starke Mensch behält inmitten der Menge bei vollkommener Liebenswürdigkeit die Unabhängigkeit der Einsamkeit."

*Emerson.*



## Zwei Häuser.

### (Kapitel VIII. Schluss.)

Sie erwachte und wurde sich eines leisen klingenden Tones bewusst, dem Schwingen und Klingen einer orientalischen Perlenjalousie, die von weichen Stössen warmer würziger Luft hin und hergeweht wurde. Sie lag auf einem Bett in seidenen Kissen und empfand Mattigkeit und Traurigkeit, eine so grosse Schwäche, dass es ihr eine zu grosse Anstrengung schien die Augen zu öffnen und ihre Umgebung zu betrachten. Schliesslich liess sie aber doch ihren Blick im Zimmer umherschweifen. Es war kühl und schattig, aber draussen schien die Sonne, auch das leuchtende Blau des Mittelländischen Meeres, und der Duft von Blumenbeeten und das Rauschen des dunklen Cedernlaubes drang zu ihr. Sie versuchte sich zu erheben; eine Frau kam und stand neben ihr, sie sanft stützend, eine Frau im schwarzen Kleid und der weissen Haube einer barmherzigen Schwester. Jessamy sah träumerisch zur ihr auf, als ein Rauschen und eine ihren schwachen Körper durchdringende Erregung ihre Augen wenden liess. Aus dem kühlen dämmernden Zwielicht des Zimmers leuchtete ihr das Gesicht Vasarhélys entgegen, ruhig, gewaltig, sphinxartig, die wunderbar leuchtenden Augen auf sie gerichtet, ihr umschleiertes Aussehen verlor sich einen Augenblick lang in die ihren sehend — tief, weise, voller Liebe, Brunnen des Lichts und der Erkenntnis. So schwach wie sie war, wandte sie sich ihm zu, wie die Sonnenblume der Sonne; ihre Lippen murmelten einen Namen; nicht den Vasarhély's, sondern den Namen eines längst Vergessenen, durch die Schleier der Zeiten dem spähenden Blick der Gegenwart entzogen, und als er diesen Namen hörte, leuchteten Vasarhély's Augen vor Freude. Er trat vor und beugte seine gigantische Gestalt über ihr Lager. Er berührte und hob die Ruhende empor, ihre Hände ruhten in den seinen und ihre Lippen murmelten wieder den vergessenen Namen. Ihre Augen schlossen sich und sie schlief ein. Allmählich, ganz allmählich, wie die Tage vorüberstrichen, erholte sich Jessamy von schwerer Krankheit. Vasarhély suchte ihre Gegenwart nicht wieder auf, bis endlich Jessamy eines Tages am frühen Morgen ihren Weg allein nach einer Terrasse ge-

funden hatte und von dort hinaussah über die See. Dort überraschte sie Vasarhély. Er lehnte an der Mauer der Terrasse an ihrer Seite und lächelte ihr zu.

„Du fühlst Dich jetzt viel wohler?“ fragte er.

„Ich bin fast gesund — ich muss sehr krank gewesen sein, denn ich erinnere mich nicht, dass man mich hierher gebracht hat.“

„Carol Row brachte Dich hierher.“

„Ist er jetzt hier? Wo ist er?“

„In England, das ist sein Posten; aber er wird hierher kommen um Dich zu sehen und dann wieder nach England zurückzukehren. Aber in Wahrheit sind Carol Row und ich niemals getrennt; wir haben uns derselben Arbeit gelobt, sind Diener eines Lehrers. Ich bin ein älterer Wanderer auf dem Pfade als er, das ist alles.“

„Ich kenne Euer Werk,“ sagte Jessamy, „denen Licht zu geben, die in der Finsternis sitzen, unsere Füsse auf die Wege des Friedens zu leiten. Wollte Gott, mir würde auch eine solche Aufgabe!“

„Ist es nicht auch Deine Aufgabe?“

„Die meine kann es niemals sein.“

„Warum nicht?“

„Ich bin solchen Werkes nicht würdig.“

„Du in Deinem Wesen bist eben so würdig als jeder andere, denn Du bist ein Gott. Meinst Du, dass Dein Betrug Dich unwürdig macht. Dafür bin ich zum Teil verantwortlich, denn ich paralysierte die psychischen Fähigkeiten in Dir. Deinen Willen, Deine Seele darf weder ich noch ein anderer berühren, ohne uns eine schreckliche Vergeltung aufzuladen.“

„Hast Du mich am Sehen gehindert?“

„Ja, sieh, ob Dein Sehen nicht wieder hergestellt ist.“

Er zog einen Ring von seinem Finger, einen weissen, seltsam gefassten Carneol,

„Sieh!“ wiederholte er.

Jessamy sah hinein. Ein helles Licht flammte von dem Edelstein in ihre Augen; endlich, weich erglühend, erstand vor ihr ein weisser Tempel, der im Sonnenschein glänzte; auf den Stufen, die zu ihm emporführten, standen zwei Menschen, der eine von gigantischer Gestalt mit einem sonderbar bekannten und dennoch Vasarhély unähnlichen Gesicht; der andere Mann war jünger, schlank, blond, anmutig, ein feines vergeistigtes Gesicht, aber von Stolz entstellt.

„Geist ist nicht heilig in sich selbst,“ sagte Vasarhélys Stimme in ihr Ohr. „Es gibt Sünden des Geistes, Sünden der Seele und Sünden des Fleisches. Die Sünden des Geistes sind mannigfaltig: Stolz, die Lust an persönlicher Macht, die Lust an persönlicher Heiligkeit.“

Als er sprach, kam der junge Mann die Stufen des Tempels

herab mit kalt blitzenden Augen und hochmütigem Gebahren und das Licht schien ihn aufzuzehren.

„So verliessest Du mich einst," rief Vasarhély mit einem Wehlaut in seiner Stimme. „Ich wusste, dass Du zurückkehren würdest, wenn Du Deine Leidenserfahrungen durchkostet hattest, die die Jahrhunderte Dich noch zu lehren hatten. Ich konnte warten. Ich konnte geduldig sein die Zyklen hindurch, bis das Gesetz Dich zurückführen würde. Aber jetzt, o meine Schülerin, mein Freund, mein stärkster und mein bester, komm zurück zu mir und wirke an meiner Seite für das Beste aller!"

Jessamy wandte sich ihm zu und legte ihre Hände in die Seinen. „Lehrer und Freund," sagte sie, „zeige mir den Pfad, denn ich kehre zurück; doch sage mir zuerst, was bedeuten diese Visionen?"

„Ueber die ganze Welt strömt das Licht, in dem die Vergangenheit aufgezeichnet ist, in dem die Zukunft schon vorgezeichnet ist, in dem Deine Wünsche, Deine Gedanken Form annehmen, eben so wie Deiner Mutter Gedanken ihrem sehnsüchtigen Auge das Bild ihres toten Kindes formten. Es ist Deine Aufgabe jetzt sie zu lehren und ihr zu helfen."

„Dann sind meine Visionen nicht geistig?"

„Nein, im gewissen Sinne sind sie materiell."

„Missverstehe mich nicht" sagte Jessamy ernst, „ich vertraue Dir mit meiner ganzen Seele; aber ich muss selbst sehen, selbst wissen lernen, ich muss dieses Mysterium des Geistes kennen lernen. Ein niederer Gott muss diese Welt geschaffen haben, bis der Hohe Gott sie in der Ferne sah. Ich suche das Antlitz jenes Hohen Gottes, und weder Du, noch meine Visionen können mich befriedigen. Ich muss sehen. Ich weiss, dass Du Kräfte besitzt. Befreie mich von diesem Körper. Lass mich gehen. Lass mich suchen bis ich finde."

„Vasarhély lächelte.

„Noch so kühn wie früher!" sagte er. „Es lebt noch immer die alte Leidenschaft in Dir. Nein, mein Freund und Kamerad, nein! Was dann, wenn ich Dir ein Mittel gebe Dich zu befreien? Du würdest nur in der Astralwelt wandern. Befreie Dich selbst; das Königreich Gottes wird mit Gewalt genommen. Befreie Dich selbst und beflügle Deine Gedanken, dass sie Dich fort nach oben tragen. Von innen nach aussen. Lass Dich durch Kraft von innen forttragen so weit sie will."

Jessamy schieg still. Sie kehrte sinnend zum Hause zurück. Mit jeder Stunde des Tages und der kommenenden Nacht wuchs die Sehnsucht, die Leidenschaft zu Wissen, bis alles, was sie sagte oder tat von einem äusseren Selbst ausgeführt wurde, während innen unerschütterlich die beständige Sehnsucht lebte. In der dritten

Nacht, als sie mit Vasarhély auf der vom Mondlicht beschienenen Terrasse stand, bäumte sich ihr Verlangen mit solcher Gewalt auf, dass sie laut schrie:

„Ich will, ich will frei sein! Ich will sehen! Ich will wissen."

Vasarhély's Augen begegneten den ihren.

„Warum willst Du wissen?" fragte er feierlich.

„Weil etwas in mir ist, das nach Erkenntnis ruft", antwortete sie leidenschaftlich. „Etwas das ruft: „Dies ist nicht Deine Heimat!" Wie kann ich anderen helfen, ehe ich sehe, ehe ich weiss? Wie kann ich von jedem Wind bewegt, selbst zweifelnd, zweifelnd an allen Dingen, geblendet durch das Leben, durch die Sinne gefangen genommen, wie kann ich leben? Wie kann ich helfen? Aber es lebt jenes dem Hohen Gott Verwandte in mir, und mit jenem inneren Selbst will ich sehen, ich will frei sein."

Sie schwankte, taumelte, eine seltsame Leblosigkeit stahl sich über ihren Körper. Vasarhély fing sie auf und legte sie auf den Boden nieder unter dem nächtlichen Himmel, und so des Körpers ledig, von den Dingen dieser Erde abgeschlossen, sah Jessamy.

Sie sah nicht länger den mit Mondlicht erfüllten Garten, weder Vasarhély noch ihre eigene leblose Hülle. Vor den Augen ihrer Seele blitzten Myriaden wechselnder Linien auf, Lichter, heller als sie sie je vorher gesehen hatte, sich beständig verändernd, wunderbar. Sie blendeten und verwirrten sie, und gleichzeitig war sie sich eines Gefühls rapider Bewegung bewusst; sie fühlte sich wie in einem Wirbel dahin getrieben, wohin konnte sie nicht sehen, bis sie aufschreien konnte mit furchtbarer Kraft, bei dem Uebermass hirnverwirrenden Lichtes, und durch alles hindurch war sie sich ihrer eigenen Persönlichkeit stark bewusst, und sie rief laut, dass sie niemals zu Vasarhély, wie zu dem Körper zurückkehren werde, den sie verlassen hatte. Allmählich schien die Bewegung nachzulassen; das Leben schwand und sie empfand nur Augen: Augen, die auf sie gerichtet waren, so entsetzlich, mit so bösartigem, teuflischem, hasserfülltem Blick, dass Schrecken sie erfasste. Es war ihr, als stehe sie Auge in Auge mit Satan, als eine Stimme in ihr sagte:

„Lästere Satan nicht, — er ist der Sohn Gottes."

„Gott der Erde," keuchte sie, „ich grüsse Dich!" Als sie so sprach, gewahrte sie, dass diese boshaften Augen aus einem furchtbaren Antlitz sahen, einem Antlitz in dem alle Liebe, alles Mitleid erstorben war; und sie wusste, dass das nicht das Gesicht des Erdengottes war, Satan, düster, furchtbar, heilig. Das, was sie sah, war weder menschlich noch göttlich, noch war es ewig. Während sie zusammenschauerte, sah sie unzählige fremde Formen rings umher; „Betrüger der Luft", einige menschlich, einige tierisch, andere weder menschlich noch tierisch, immer wechselnd, veränderlich.